

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

128. Jg. 27./28. Februar 2021 / Nr. 8

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,85 Euro, 2063

Sowjetischer Vater der Wiedervereinigung



Michail Gorbatschow trug als sowjetisches Staatsoberhaupt entscheidend zum Fall des Eisernen Vorhangs und zur deutschen Wiedervereinigung bei. Er wird in dieser Woche 90 Jahre alt. **Seite 5**

Mehr Dolmetscher für Gebärdensprache

Für Gehörlose behindern die Gesichtsmasken oft die Kommunikation. Dass bei Gottesdiensten vermehrt Gebärdensprachdolmetscher zum Einsatz kommen, loben Betroffene. **Seite 23**



Sozialsiedlung für Arme vor 500 Jahren gestiftet

Vor 500 Jahren stiftete Jakob Fugger in Augsburg eine kleine Stadt für die Armen. Er verstand die Fuggerei ausdrücklich als Beispiel zum Nachahmen. **Seite 20/21**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

An Beispielen, den Sonntag (Seite 2/3) abzuschaffen, hat es nicht gefehlt. So wurde 1793 bei der Französischen Revolution versucht, per dezimalem „Kalender der Republik“ das alte System abzulösen. Mathematiker Charles-Gilbert Romme behauptete, die Zeitrechnung mit Sonntag sei „Priesterbetrug“ und mache dumm. Dumm für ihn: Als Opfer revolutionärer Gerichtsbarkeit wurde er 1795 zum Tode verurteilt. Die von ihm angelegte Kalender-Reform scheiterte 1805, Frankreich kehrte zum Sonntag zurück. Die christliche Zeitrechnung ausrotten wollte auch Josef Stalin, der 1929 die „rollende Arbeitswoche“ einführte. Die angeblich produktionssteigernden Hirngespinnste des Sowjetdiktators waren bereits 1940 Geschichte. Stalin dagegen lebte, zum Schaden seines Volks, bis 1953. 1700 Jahre ist die Institution Sonntag nun alt, und es ist anzunehmen, dass sie Bestand hat. Die Bedeutung und Macht des Sonntags liegt darin, dass nicht Einzelne, sondern Viele gemeinsam frei haben. Die Entscheidung, ob auf dem Sonntag auch wirklich Segen liegt, trifft dagegen jeder Einzelne allein. Auch wenn die klingende Einladung dazu an alle ergeht. Gesegneten Sonntag!

Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Befördert „Black Lives Matter“ den Judenhass?

Seit dem Tod des Schwarzen George Floyd durch US-Polizisten steht „Black Lives Matter“ (BLM) für entschlossenes Engagement gegen Rassismus und Polizeigewalt. Jetzt gerät die in den USA entstandene Bewegung zunehmend in die Kritik: Bestimmte BLM-Gruppen äußerten antisemitische Parolen und schreckten auch vor jüdenfeindlicher Gewalt nicht zurück, heißt es von Beobachtern. **Seite 14/15**



VOR 1700 JAHREN ERLASSEN

Des Kaisers großes Erbe

Konstantin regelte am 3. März 321 den von ihm zuvor eingeführten Sonntag



▲ Seit Anbeginn des geschützten Sonntags vor 1700 Jahren einer seiner zentralen Inhalte: die Feier des Gottesdiensts. Die Corona-Pandemie erschwert derzeit die Teilnahme. Unten: Die Büste der einstigen Kolossalstatue von Kaiser Konstantin, die in den Kapitولينischen Museen in Rom gezeigt wird. Foto: KNA, Imago/imagebroker

Ob Gottesdienst, Braten und Spaziergang, Erholung oder Picknick im Park: Sonntag – das heißt zunächst einmal schlichtweg Zeit haben. Schon im Jahr 321, vor 1700 Jahren, erließ der römische Kaiser Konstantin I. zwei Edikte, die gleichsam die Geburt des Sonntags im heutigen Sinne waren.

Als Tag der „Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ ist der Sonntag heute im Grundgesetz verankert. Der erste, der den arbeitsfreien Sonntag unter staatlichen Schutz stellte, war vor 1700 Jahren Kaiser Konstantin, genannt auch „der Große“. In einem Edikt vom 3. März 321 verfügte er: „Alle Richter, die Stadtbevölkerung und die Handwerker sollen am verehrungswürdigen Tag der Sonne ruhen.“ Die Bauern durften ihre Felder allerdings bestellen, weil sie von der Witterung abhängig waren.

Mit einer digitalen Feier – mehr lässt Corona nicht zu – wollen Kirchen und Gewerkschaften das Jubiläum

um begehen und den freien Sonntag verteidigen. „1700 Jahre freier Sonntag sind eine Verpflichtung, künftigen Angriffen auf die Arbeitsruhe energisch entgegenzutreten“, erklärt die „Allianz für den freien Sonntag“: Der Sonntag gehöre nicht der Wirtschaft, sondern der Familie, dem Glauben, der Kultur, dem Sport, der Geselligkeit und der Erholung.

Tag der Auferstehung

Am siebten Tage ruhte Gott, heißt es schon in der biblischen Schöpfungsgeschichte. Für die Juden wurde der Sabbat zum Ruhetag, für die frühen Christen der Tag danach: An ihm war Jesus gemäß den Evangelienberichten von den Toten auferstanden. Die Christen kamen zum Gebet zusammen. Ein arbeitsfreier Ruhetag war der Tag aber vor Kaiser Konstantin nicht – anders als der jüdische Sabbat, den frühe christliche Autoren als Feiertag verwarfen.

Wie kam es dazu? In der Apostelgeschichte des Neuen Testaments ist

noch vom „Sabbat“ die Rede, an dem die christusgläubigen Juden zusammenkamen. In der nur wenig später entstandenen Apokalypse spricht der Verfasser jedoch vom „Herrentag“, und in der Didache, einer frühen Gemeindeordnung, heißt es zu Beginn des zweiten Jahrhunderts: „An jenem Herrentag, wenn ihr zusammenkommt, brecht das Brot und sagt Dank.“

Ein paar Jahrzehnte später schrieb Justin der Märtyrer von diesem Tag des gemeinsamen Gebets und wöchentlichen Liebesmahls als dem „Tag, den man Son-

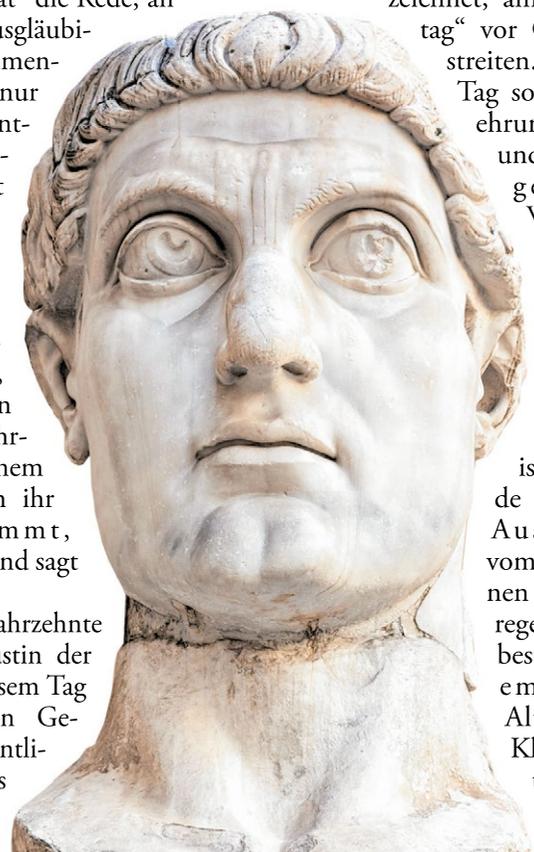
nentag nennt“. Für die Römer war es der zweite Wochentag – nach dem Samstag, mit dem die antike Planetenwoche begann. Er war dem unbesiegtten Sonnengott „Sol invictus“ geweiht.

Als Konstantin den Sonntag als Feiertag einführte, „beglaubigte er damit die endgültige Ablösung des Christentums vom Judentum“, schreibt der Religionsphilosoph Micha Brumlik in seinem Buch über die „Entstehung des Christentums“.

Die Quellenlage rund um das genaue Datum ist kompliziert. „Konstantin hat den ‚dies solis‘ (Tag der Sonne) möglicherweise schon vor 321 zu einem staatlichen Ruhetag erhoben“, sagt Stefan Rebenich, Althistoriker in Bern. „Wir können diese Entscheidung allerdings erst aus zwei späteren Gesetzestexten rekonstruieren, die zwar aus dem Jahr 321 datieren, aber eine entsprechende Regelung voraussetzen.“

Wohlgefällige Werke

Das früheste Edikt ist eben jenes vom 3. März 321, festgehalten im Codex Justinianus III 12, 2; ein weiterer Erlass im Codex Theodosianus II 8,1 datiert auf den 3. Juli. In diesem wird es als „unwürdig“ bezeichnet, am „Sonnentag“ vor Gericht zu streiten. „Dieser Tag soll der Verehrung dienen und wohlgefälligen Werken“, verkündete Konstantin. Dazu erklärt Rebenich: „Wichtig ist, dass beide Texte nur Ausnahmen vom allgemeinen Ruhegebot regeln.“ Das bestätigt der emeritierte Althistoriker Klaus Martin Girardet: „Die grundle-





▲ Die Allianz freier Sonntag, die seit 2006 als kirchlich-gewerkschaftlicher Verbund aktiv ist, hat zur 1700-Jahr-Feier aufgerufen. Foto: KNA



▲ Sportveranstaltungen müssen keine Konkurrenz zum ursprünglichen Zweck des Sonntags sein – wenn Rücksicht auf den Sonntagvormittag genommen wird. Foto: Imago/sport pictures-Razvan Pasarica

gende Norm ‚Sonntagsruhe‘ muss früher festgelegt worden sein.“

Kaiser Konstantin siegte am 28. Oktober 312 nach christlicher Legendenbildung im Zeichen des Kreuzes über seinen Kontrahenten Maxentius an der Milvischen Brücke. Im Jahr darauf traf er mit dem oströmischen Kaiser Licinius die „Mailänder Vereinbarung“, die den lange Zeit verfolgten Christen Kultfreiheit gewährte und die junge Kirche zu einer Körperschaft öffentlichen Rechts erklärte. Wann Konstantin den Tag seines Schutzgottes „Sol invictus“, den „Herrentag“ der Christen, tatsächlich erstmals zum verpflichtenden Staatsfeiertag erhob, ist nicht bekannt.

Kurz nach dem Sieg

„Meine Ansicht geht dahin, dass Konstantin als ein Christ um der Christen und ihres Gottes willen, der circa 311 auch zu seinem Gott geworden war, den Sonntag zum Ruhetag gemacht hat, und zwar kurz nach seinem Sieg über Maxentius“, vermutet Girardet.

Für seine Soldaten verfasste der Kaiser persönlich ein Sonntagsgebet, das sein Biograf, Bischof Eusebius von Caesarea, festgehalten hat. Darin heißt es: „Dich allein kennen wir als Gott, dich erkennen wir als König.“ Die Formulierungen sind eindeutig monotheistisch, aber religionsoffen angelegt. Auch Nicht-Christen konnten damit leben. Es wird um eine gute Zukunft und ein langes Leben für „unseren Kaiser Konstantin und seine gottgeliebten Kinder“ gebetet.

Vier Monate nach dem ersten bekannten Sonntags-Edikt, im Juli 321, erließ Konstantin unter anderem eine Art Ausführungsbestimmung zum Sonntagsgesetz. Demnach wurde es gestattet, am Sonntag auch Sklaven freizulassen. Aus Pannonien, dem heutigen Ungarn, ist zudem eine Erlaubnis für Bauern überliefert, am Sonntag Markt abzuhalten. „Es hat noch gut ein Jahrhundert gedauert, bis der Tag auch in der kaiserlichen Gesetzgebung offiziell den christlichen Namen ‚dies dominicus‘ (Herrentag) erhielt“, erklärt Girardet.

Hintergrund

Der Sonntag in Gefahr

Brötchenverkauf am Sonntagmorgen, Einkaufsbummel in der City und Freizeitkleidung statt Festtagsgewand: Der Sonntag ist nicht mehr das, was er mal war. Wenn Städte zu verkauffoffenen Sonntagen einladen, der Online-Händler Amazon an Adventssonntagen Zehntausende arbeiten lassen will – dann liegen sie quer zum 1700 Jahre alten Gebot von Kaiser Konstantin. Sein Gesetz ließ sich erst allmählich durchsetzen; so war der Ruhetag im Frühmittelalter im deutschen Sprachraum noch kein Thema. Doch die Kirche machte Druck: Das Konzil von Narbonne (589) verhängte bei Verstößen sechs Goldstücke für einen Freien und 100 Geißelhiebe für einen Hörigen.

Es gab immer präzisere Vorschriften: Der Sonntag wurde zu einem Tag umfassender Enthaltensamkeit. Zeitweise waren auch Rasieren, Reiten oder Kartenspielen verboten. Unter Christen blieb die Sonntagsruhe aber nicht unumstritten. Es sei Gott wohlgefälliger, nach dem Gottesdienst „zu mähen, Gras zu schneiden und zu heuen und andere notwendige Arbeiten zu verrichten, als sich liederlich dem Müßiggang hinzugeben“, belehrte der Züricher Reformator Ulrich Zwingli 1523 seine Gemeinde.

Die Arbeitsruhe sei im Verlauf der Kirchengeschichte fälschlicherweise immer wieder zum wesentlichen Kriterium der Sonntagsheiligung gemacht worden, kritisierte der Mainzer Liturgiewissenschaftler Adolf Adam in einem in den 70er Jahren erschienenen Standardwerk über das Kirchenjahr. Die Kirche habe sich den strengen Sabbat-Vorschriften des Judentums wieder angenähert, schreibt Adam.

Erst in der Neuzeit habe die katholische Kirche klar in den Mittelpunkt gerückt, was schon für die frühen Christen den Kern ausmachte: die gemeinschaftliche Feier des Gottesdienstes. Die Grundzüge einer „Sonntagskultur“ mit Familienkaffee und Spaziergang

bildeten sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts heraus. Allerdings nur für das Bürgertum: Weder Bauern noch Arbeiter konnten einen regelmäßigen Ruhetag genießen. Erst mit den Sozialgesetzen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Arbeit am Sonntag wieder eingeschränkt. Die Weimarer Reichsverfassung von 1919 gab der Sonntagsruhe Verfassungsrang, ebenso das spätere Grundgesetz.

Andere Zeitrechnung

Immer wieder war der Sonntag auch politisch bedroht worden: Die Französische Revolution versuchte ebenso wie die Bolschewisten, eine andere Zeitrechnung einzuführen und ihn abzuschaffen. Die Nationalsozialisten organisierten Feste, Propagandamärsche und Gruppenstunden für Jugendliche, um dem Gottesdienst Konkurrenz zu machen.

In der Bundesrepublik ließ die kirchliche Bindung mehr und mehr nach, der Gottesdienst gehörte für viele nicht mehr zum Sonntagsritual. Wirtschaftswachstum sowie der arbeitsfreie Samstag ab 1956 brachten ein neues Wochenendgefühl. Auto und Fernsehen sorgten für neue Riten – von der Sportschau am Samstagabend bis zum Tatort am Sonntag. Die DDR-Familien verbrachten den Sonntag bevorzugt in ihrer Laube im Grünen.

Im wiedervereinigten Deutschland lassen sich eine zunehmende Entkirchlichung sowie eine Aufweichung des Arbeitsverbots an Sonn- und Feiertagen beobachten. Maschinen sollen rund um die Uhr ausgelastet werden, international arbeitende Unternehmen können sich eine Auszeit angeblich nicht leisten. Viele Menschen empfinden die Sonntagsruhe zudem als langweilig. Sie wollen etwas erleben – und lassen den lieben Gott einen guten Mann sein. Am Kern des Sonntags gehen sie damit freilich völlig vorbei. KNA/red

Auch wenn am Tag des „Sonnengottes“ noch vieles heidnisch klang, ablehnen wie etwa den früher geforderten Kaiserkult mussten ihn die Christen nicht. Christus sagte selbst von sich, er sei „das wahre Licht“ – und damit entsprach er der neuen, wahrhaft unbesiegbaren Sonne.

In den romanischen Sprachen hat sich der lateinische „Herrentag“ bis heute im italienischen Domenica oder französischen Dimanche erhalten, in den germanischen grüßt am Sonntag oder am Sunday noch die Sonne herüber. epd/KNA

Livestream

Die Allianz freier Sonntag, zu der die Katholische Arbeitnehmerbewegung, die Betriebsseelsorge, evangelische Arbeitnehmerverbände und die Gewerkschaft Verdi gehören, hält im Internet zur Feier des Sonntags-Jubiläums einen Livestream bereit. Am 3. März zwischen 11 und 13 Uhr gibt es Informationen, Hintergründe und Grußbotschaften, unter anderem vom Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing. Der Link lautet: www.allianz-fuer-den-freien-sonntag.de/jubilaeum/.

Kurz und wichtig



Gegen Impfpflicht

Die Vorsitzende des Deutschen Ethikrats, Alena Buyx (Foto: Imago/Methodi Popow), hat sich in der Corona-Pandemie gegen eine staatlich vorgeschriebene Impfpflicht in Deutschland ausgesprochen. Zugleich sieht sie die Bevölkerung aber in der Verantwortung: „Gibt es eine moralische Pflicht, sich impfen zu lassen? Ja!“, sagte Buyx. Der Ethikrat hatte Anfang Februar erklärt, er sehe derzeit noch keine Möglichkeit für eine Rücknahme staatlicher Freiheitsbeschränkungen für Geimpfte. Zuvor müsse sichergestellt sein, dass Geimpfte andere nicht mehr mit Covid-19 infizieren können.

Corona-Kollekte

Die von der Deutschen Bischofskonferenz initiierte Corona-Kollekte hat mehr als 2,4 Millionen Euro an Spenden erbracht. Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick dankte den Spendern und Gemeinden, die die Aktion unterstützten. Das Geld sei bereits weitergeleitet worden und fließe in zahlreiche internationale Projekte, „mit denen die Hilfswerke und Orden die Not vieler Menschen lindern helfen“, sagte Schick, der auch Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz ist.

Im Ruhestand

Papst Franziskus hat den Rücktritt des Leiters der vatikanischen Gottesdienstkongregation, Kardinal Robert Sarah, angenommen. Der Leiter der Dombauhütte von Sankt Peter, Kardinal Angelo Comastri, geht ebenfalls in den Ruhestand. Sarah war im vergangenen Juni 75 Jahre alt geworden. Der Guineer erreichte damit jene Altersgrenze, in denen Bischöfe dem Papst nach dem Kirchenrecht ihren Amtsverzicht anbieten müssen. Sarah hatte mehrmals öffentlich Kritik am Kurs von Franziskus geübt. (Mehr dazu in unserer nächsten Ausgabe.)

Neuer Patriarch

Die serbisch-orthodoxe Kirche hat einen neuen Patriarchen: Porfirije (Prvoslav Perić, 59), bislang Metropolitan von Zagreb und Ljubljana, wurde in Belgrad zum neuen Kirchenoberhaupt gewählt. Porfirije ist der 46. serbische Patriarch. Sein Vorgänger Irinej I. war Mitte November mit 90 Jahren an den Folgen einer Covid-19-Infektion gestorben. Er hatte die Kirche seit 2010 geleitet. Der Patriarch wurde nach der sogenannten apostolischen Wahl gewählt. Zunächst wählten die in Belgrad versammelten serbisch-orthodoxen Bischöfe drei Anwärter mit einfacher Stimmenmehrheit. Aus diesen wurde dann gelost.

Erste Impfungen

Die ersten Mitarbeiter des Caritas Baby Hospitals in Bethlehem sind gegen Covid-19 geimpft worden. Im Westjordanland sind die ersten 7000 Impfdosen angekommen, damit wurden auch 46 Mitarbeiter geimpft. „Die Ankunft des Covid-19-Impfstoffs in Palästina kam gerade zur rechten Zeit. Eine neue Welle mit dem mutierten Virus hätte das Leben von Tausenden bedroht“, sagte der Laborleiter der Klinik, Mousa Hindiyyeh.

„Ein starkes Zeichen“

Beate Gilles wird neue Generalsekretärin der Bischofskonferenz

BONN (red) – Die Theologin Beate Gilles wird neue Generalsekretärin der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und Geschäftsführerin des Verbands der Diözesen Deutschlands (VDD).

Gilles wurde im Rahmen der Frühjahrs-Vollversammlung der Bischofskonferenz zur Nachfolgerin von Pater Hans Langendörfer SJ gewählt, der Anfang Januar 2021 nach 24 Jahren in den Ruhestand getreten war. Die neue Generalsekretärin wird ihr Amt am 1. Juli 2021 antreten.

„Mit Beate Gilles wird zum ersten Mal in der Geschichte der Deutschen Bischofskonferenz eine Frau Generalsekretärin. Ich sehe das als starkes Zeichen, dass die Bischöfe ihrer Zusage nachkommen, Frauen in Führungspositionen zu fördern“, sagte der Konferenzvorsitzende, der Limburger Bischof Georg Bätzing. Mit dem neuen Titel „Generalsekretär(in) der Deutschen Bischofskonferenz“ statt „Sekretär“ komme man

einer Anpassung an die internationalen Gegebenheiten nach. Auch das kirchliche Recht verwende diese Begrifflichkeit.

Vorfreude und Respekt

Gilles selbst erklärte, sie freue sich auf die neue Aufgabe. Vor der Leistung ihres Vorgängers habe sie großen Respekt. „Es ist gerade eine herausfordernde, aber auch spannende Phase für die katholische Kirche in Deutschland“, sagte Gilles. „Mit dem Synodalen Weg hat etwas Neues begonnen. Dieser Prozess wird es mir ermöglichen, die differenzierte katholische Landschaft schnell kennenzulernen.“

Beate Gilles wurde 1970 in Hückeswagen (Nordrhein-Westfalen) geboren. Von 1989 bis 1995 studierte sie an der Universität Bonn die Fachrichtungen katholische Religionslehre und Deutsch und legte die erste Staatsprüfung ab. (Mehr über Beate Gilles lesen Sie in unserer nächsten Ausgabe.)

VATIKAN BETEUERT:

Keine Zwangsimpfungen

Schutzmaßnahmen vor Corona sehen aber Sanktionen vor

ROM (KNA) – Der Vatikan hat klargestellt, dass er für seine Angestellten keine Zwangsimpfung gegen Corona beabsichtigt.

Die Teilnahme am Impfprogramm sei freiwillig. Falls jemand sich aber nicht impfen lassen wolle, könne es mit Rücksicht auf den Gesundheitsschutz „alternative Lösungen“ für die weitere Beschäftigung geben, hieß es in einer Verlautbarung auf der Internetseite „Vatican News“. Auch eine Kündigung sei nicht ausgeschlossen. Es gehe aber keinesfalls um eine Bestrafung oder um Repressionen.

Ein zuvor bekannt gewordenes Dekret über Schutzmaßnahmen gegen die Corona-Pandemie hatte auf die Möglichkeit verwiesen, dass das Arbeitsverhältnis aufgehoben werden könne, wenn ein Beschäftigter sich ohne Vorliegen medizinischer Gründe notwendigen Vorbeugungsmaßnahmen in gesundheitlichen Notlagen verweigere. Zahlreiche italienische und internationale Medien interpretierten dies als Kündigungsandrohung für Impferweigerer.

Auf „Vatican News“ hieß es, der Vatikanstaat wolle die persönliche Entscheidung des Einzelnen über eine Impfung respektieren, aber



▲ Ein Obdachloser wird im Vatikan gegen Corona geimpft. Foto: KNA

auch die Gemeinschaft vor Infektionen schützen. Wer an seinem Arbeitsplatz häufigem Kontakt zu anderen ausgesetzt ist und nicht gegen Corona geimpft werden will, könne daher „zeitweise an einen weniger exponierten Platz“ versetzt werden. Die vatikanischen Regeln zielten auf eine „flexible, angemessene Antwort“ auf die Pandemie.

In einer aktualisierten Fassung verwies die Mitteilung von „Vatican News“ auf arbeitsrechtliche Anweisungen von 2011. Demzufolge könne „einem Vatikan-Angestellten, der sich gesundheitlichen Untersuchungen oder Maßnahmen verweigert, die Kündigung ausgesprochen werden“.

Kandidatur-Verbot für Christen

Indische Bischöfe kritisieren Modis Behandlung der Dalit

NEU DELHI (KNA) – Die katholische Kirche in Indien kritisiert das Festhalten von Premierminister Narendra Modi am Ausschluss der zum Christentum oder Islam konvertierten Dalit von der Kandidatur für einen Parlamentssitz.

„Es ist bedauerlich, dass die Regierung diese Position bekräftigt hat“, sagte Bischof Sarat Chandra Nayak, Vorsitzender der Bischofs-

kommission für „gelistete Kasten und rückständige Klassen“, so die offizielle Bezeichnung für die Dalit. Diese Haltung der von der hindunationalistischen Partei BJP geführten Regierung trage weiter zu sozialen und wirtschaftlichen Nachteilen der Dalit bei. Laut einer Verfassungsänderung von 1950 gelten politische, soziale und wirtschaftliche Sonderregeln und Förderprogramme nur für hinduistische Dalit.

ZUM 90. GEBURTSTAG

Rendezvous mit der Geschichte

Ohne Michail Gorbatschow wäre der Eiserne Vorhang wohl nicht gefallen

Zweimal hatte Michail Sergejewitsch Gorbatschow ein Rendezvous mit der Weltgeschichte. Als Junge war er ihr hilflos ausgeliefert. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere gestaltete er sie mit – bevor er seine Macht verlor.

Noch heute hat das, was Mitte Juni 1989 auf dem Bonner Marktplatz geschah, einen festen Platz im Gedächtnis der früheren westdeutschen Hauptstadt. „Gorbi, Gorbi“, riefen Tausende jenem Mann entgegen, der ihnen von der Freitreppe des Alten Rathauses zuwinkte.

Die Visite von Michail Gorbatschow gilt aus heutiger Perspektive als Meilenstein auf dem Weg zum Ende der Teilung Europas. Vielen Zeitzeugen blieb die Tragweite der Ereignisse allerdings zunächst verborgen, erinnerte sich der Journalist Hartmut Palmer in einem Beitrag für den „Spiegel“: „Ich war dabei, aber ich habe nichts gemerkt.“

Stattdessen beobachteten die Medienvertreter staunend, welche Begeisterungstürme der sowjetische KP-Generalsekretär und seine Frau Raissa bei den Menschen in Bonn und andernorts auslösten: „Eine wahre Gorbimanie brach da los.“

Aus anderem Holz

Kalt und abweisend hatte man im kapitalistischen Westen bis dahin die führenden Vertreter der kommunistischen Supermacht erlebt. Das Ehepaar Gorbatschow schien nun aus ganz anderem Holz geschnitzt – in jeder Hinsicht. Schon 1984 urteilte die britische Presse halb ironisch, halb bewundernd über die stets elegant und weltgewandt auftretende Raissa: „Die erste Kreml-Frau, die weniger wiegt als ihr Mann.“

Michail Gorbatschow wurde vor 90 Jahren, am 2. März 1931, in einfachen Verhältnissen im süd-russischen Priwolnoje geboren. In der Provinz erlebte er zunächst den stalinistischen Terror. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen 1941 waren er und seine Familie hilflos den Unwägbarkeiten und Schrecken des Zweiten Weltkriegs ausgeliefert.

An der Moskauer Lomonosow-Universität absolvierte Gorbatschow ab 1950 ein Jura-Studium – und lernte Raissa Titarenko kennen. Für Michail war es Liebe auf den ersten Blick, deutet er in seinen Memoiren an. Raissa dagegen ließ ihn



Historische Momente: Der sowjetische Staats- und Parteichef Michail Gorbatschow in Audienz bei Papst Johannes Paul II. am 1. Dezember 1989 im Vatikan (oben) und im Juni 1989 mit seiner Frau Raissa als Gast von Bundeskanzler Helmut Kohl in Bonn.

Fotos: KNA, Imago/Sven Simon



zunächst zappeln. 1952 heirateten die beiden und blieben unzertrennlich – bis zum Tod Raissas, die 1999 an Leukämie starb.

Auf die Frage eines US-Reporters, ob er alle gesellschaftlichen Fragen mit seiner Frau erörtere, antwortete Gorbatschow: „Wir sprechen über alles.“ Das nötigte auch Kritikern Respekt ab. „Selbst russische Bürger, die Gorbatschows Politik völlig ablehnen, ihn teilweise sogar schmähen, bewundern die gegenseitige Hingabe der Eheleute“, hält Ignaz Lozo in seiner soeben erschienenen Gorbatschow-Biografie fest.

Die Grundlagen für seinen Aufstieg in der sowjetischen Nomenklatura legte Gorbatschow durch seine politische Tätigkeit in Stawropol. Die nordkaukasische Region mit ihren Mineralquellen war ein beliebter Erholungsort der Moskauer Elite. So kam der aufstrebende Funktionär 1969 in Kontakt mit dem damaligen KGB-Chef Juri Andropow – der

von 1983 bis 1984 Staats- und Parteichef war.

1985 wurde Gorbatschow schließlich selbst der starke Mann der Sowjetunion. Von Beginn an hatte er mit enormen Problemen eines wirtschaftlich morschen und politisch instabilen Staats zu kämpfen. Den Willen zu größerer Durchschlagskraft in Produktion und Verwaltung markierte Gorbatschow zunächst durch das Schlagwort „Beschleunigung“ (uskorenje). Erst danach folgten „Umgestaltung“ (perestroika) und „Transparenz“ (glasnost).

Revolutionäre Veränderungen waren allerdings nicht sein Ziel – Gorbatschow blieb ein Mann der Partei, betont Historikerin Kristina Spohr. „Sein Motto war: ‚Zurück zu Lenin‘.“ Doch seine Landsleute spürten keine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen. Ungeduld machte sich breit, und mit Boris Jelzin betrat bald schon Gorbatschows erbittertester Widersacher die Bühne.

Die Katastrophe von Tschernobyl, Unabhängigkeitsbestrebungen im Baltikum und im Kaukasus, Massenstreiks von Bergarbeitern, dazu die Dauerkonflikte zwischen kommunistischen Betonköpfen und Reformern im Kreml: Im Inneren sank Gorbatschows Stern – während er im Ausland stetig an Ansehen gewann; nicht zuletzt, weil er die Zügel lockerte, mit denen Moskau die „sozialistischen Bruderländer“ des Ostblocks im Zaum hielt.

Mit US-Präsident Ronald Reagan, der die Sowjetunion lange als „Reich des Bösen“ verteufelte, war er seit 1988 per Du. Großbritanniens „Eiserne Lady“ Margaret Thatcher urteilte beinahe herzlich: „Ich mag Herrn Gorbatschow.“

Treffen mit dem Papst

Als erster Sowjetchef reiste er Ende 1989 in den Vatikan. Das als historisch eingestufte Treffen dauerte eineinhalb Stunden, für vatikanische Verhältnisse außergewöhnlich lang. „Es wäre wirklich schade, wenn seine Reform versanden sollte“, hatte Papst Johannes Paul II. schon im Oktober 1988 dem polnischstämmigen italienischen Journalisten Jas Gawronski anvertraut. Der Papst und Gorbatschow trugen auf je eigene Weise zum Fall des Eisernen Vorhangs bei, der Europa seit Ende des Zweiten Weltkriegs teilte.

Bei seinem umjubelten Besuch in Bonn bekannte sich der sowjetische Präsident zu dem Prinzip, dass jeder Staat das Recht habe, das eigene politische und soziale System zu wählen. Die DDR schwankte da schon bedrohlich. Bei einem Spaziergang vor dem Abendessen im Bonner Kanzlerbungalow gab Bundeskanzler Helmut Kohl seinem Gast angeblich mit auf den Weg: „So sicher, wie der Rhein zum Meer fließt, so sicher wird die deutsche Einheit kommen.“ Keine anderthalb Jahre später war es soweit.

Gorbatschows eigener Staat, die Sowjetunion, hörte Ende 1991 auf zu existieren. Am Abend des 25. Dezember trat er als Präsident zurück. Die Flagge mit Hammer und Sichel wurde über dem Kreml eingeholt; An ihre Stelle trat die russische Fahne. Zu bereuen habe er nichts, bekannte Gorbatschow noch 2019 in einem „Spiegel“-Interview: „Es war unmöglich, so weiterzuleben wie zuvor.“

Joachim Heinz



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat März

... Um gute Erfahrung mit dem Bußsakrament. Beten wir darum, das Bußsakrament in neuer Tiefe erfahren zu dürfen, um so die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes besser zu verkosten.



OSTERGOTTESDIENSTE

Vatikan: Leitlinien zur Liturgie weiter gültig

ROM (KNA) – Pandemiebedingt sollen in der Kirche weltweit die Gottesdienste der Kar- und Ostertage in diesem Jahr unter den gleichen Maßgaben gefeiert werden wie 2020. In einer in der vorigen Woche veröffentlichten Note der Gottesdienstkongregation erinnert diese die Bischöfe an ein entsprechendes Dekret vom März 2020. Die Leitlinien seien auch dieses Jahr gültig.

Vor allem dort, wo Gläubige noch nicht wieder in die eigene Kirche gehen können, sollen die zentralen Gottesdienste mit dem jeweiligen Bischof medial übertragen werden. Überall sollen die „besonderen Momente und Gesten“ liturgischer Feiern wie etwa die Spendung der Kommunion, der Friedensgruß und andere „unter Berücksichtigung der sanitären Erfordernisse“ erfolgen.

Außerdem regt die Vatikan-Behörde an, den Gläubigen geeignete Hilfsmittel für das familiäre und persönliche Gebet in der Fasten- und Osterzeit anzubieten. Zugleich dankt sie allen Beteiligten für ihr seelsorgliches Engagement und den Einsatz, sowohl der Würde der Feiern wie auch den gesundheitlichen Erfordernissen gerecht zu werden.

Ein „weltweites Sprachrohr“

Radio Vatikan sendet seit 90 Jahren – Programm störte nicht nur die Nazis

ROM – Radio Vatikan, der Papstsender, besteht seit 90 Jahren und hat in dieser Zeit acht Päpste begleitet und ihnen gedient. Für viele ist das Medienunternehmen zum Sinnbild für den Kleinstaat geworden. Doch immer wieder gab es auch Versuche, den Sender zum Schweigen zu bringen.

Seit der Gründung machte sich der Sender mit seiner Berichterstattung so manches Mal Feinde. Doch sein Initiator hatte das wohl einkalkuliert. Pius XI. (1922 bis 1939), der mit bürgerlichem Namen Achille Ratti hieß und als Jugendlicher Mathematik hatte studieren wollen, war auch ein Mann der Naturwissenschaften. Für ihn war klar: Um als oberster Hirte der Kirche seine Mission zu erfüllen, bedurfte er einer unabhängigen Struktur, frei von fremden Einflüssen, die die Frohe Botschaft verkünden sollte. Ein „weltweites Sprachrohr“ wollte er einrichten.

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte der Italiener Guglielmo Marconi die Rundfunk-Technik so weit entwickelt, dass man ein Tonsignal in die ganze Welt senden konnte. Auch an der Gründung des britischen Senders BBC hatte Marconi mitgewirkt. Den Nobelpreisträger holte

der Technik-Liebhaber Pius XI., der 1929 mit den Lateran-Verträgen die vom italienischen Staat garantierte Souveränität des Vatikans erreicht hatte, in die Vatikanischen Gärten.

Dass bald darauf der Papst im Radio zu hören war, löste allerdings bei vielen Katholiken auf der Welt alles andere als Begeisterung aus. Das Gerät galt manchem als Teufelszeug. Man konnte nicht verstehen, wie aus einer Kiste die Stimme des Pontifex zu hören sein konnte. Doch Pius XI. hielt an der Nutzung der Rundfunktechnik fest und beauftragte Jesuiten mit der logistischen und journalistischen Arbeit.

Einige Jahre später, als Pius XII. Papst war und in Deutschland die Nazis herrschten, sendete Radio Vatikan bereits in mehreren Sprachen. Eugenio Pacelli, der zwölf Jahre lang als päpstlicher Gesandter in München und Berlin tätig gewesen war, wandte sich über seinen Sender auf Deutsch an die Katholiken im Dritten Reich – das missfiel dem damaligen Propaganda-Minister Joseph Goebbels sehr. In einer Note wies dieser die in Rom stationierte SS an, man möge den Sender zum Schweigen bringen. Das gelang aber nicht.

Ein weiteres Mal wurde das Programm aus dem Vatikan während

des Kalten Kriegs zu einem Politikum. Denn jenseits des Eisernen Vorhangs gehörte der Sender aus Rom zu den wenigen westlichen Stimmen, die man empfangen konnte. Das war dort jedoch verboten. Dies war einer der Gründe, weshalb Moskau zum Vatikan keine offiziellen diplomatischen Beziehungen aufnahm.

Später ließ Pius XII. die Sprachredaktionen ausbauen, und man sendete in etlichen slawischen Sprachen, die in der Sowjetunion verboten waren, darunter in Weißrussisch, Ukrainisch oder den baltischen Sprachen. Das Sowjetregime schaute nicht tatenlos zu. Neben dem Bau von Störsendern schleuste der Kreml Agenten als Mitarbeiter in die Redaktionen ein. Nach der Wende in Deutschland tauchten vor allem in Stasiakten Namen von früheren Redakteuren auf, die mit dem Sowjetregime zusammengearbeitet hatten.

Stimme Joseph Ratzingers

Zu den Stimmen in den deutschsprachigen Sendungen gehörte in den 1980er- und 90er-Jahren auch die des damaligen Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger. Regelmäßig sprach er in Sendungen über theologische Themen. Auch als Papst gab er der Redaktion Interviews – anders als bisher sein Nachfolger Franziskus.

Schriftlich allerdings gratulierte der amtierende Papst zum 90. Jubiläum des Senders, der heute auch als Webradio und über Satellit sowie seine Partnersender in 43 Sprachen weltweit zu empfangen ist. In einem Glückwunschschreiben ermutigte Franziskus die rund 300 Redakteure, Techniker und Administrationsmitarbeiter von Radio Vatikan: „Macht weiter damit, mit Mut und Kreativität zur Welt zu sprechen und so eine Kommunikation aufzubauen, die in der Lage ist, uns die Wahrheit der Dinge sehen zu lassen.“

Mario Galgano



Papst Pius XII. weihte 1957 eine neue Sendeanlage von Radio Vatikan ein. Foto: KNA

DIE WELT



ITALIENS MINISTERPRÄSIDENT

Mario Draghi – ein Verbündeter?

Regierungschef gilt als frommer Katholik. Er und der Papst vertreten ähnliche Ziele

Im Oktober 2013 empfing Papst Franziskus den damaligen EZB-Chef Mario Draghi in einer Privataudienz. Einem herzlichen Wiedersehen beim Antrittsbesuch des neuen Ministerpräsidenten steht nichts im Wege

Foto: KNA



ROM – In der vorigen Woche hat Italiens neuer Ministerpräsident Mario Draghi vom Parlament Rückendeckung für seine Regierung erhalten. Der Ökonom und Papst Franziskus ziehen aus der Corona-Pandemie erstaunlich ähnliche Lehren. Schon in der Vergangenheit standen beide in einem guten Kontakt.

Es begann mit einer Privataudienz inmitten der Eurokrise: Im Herbst 2013 stattete der oberste Währungshüter Europas dem Papst einen Besuch ab. Was Franziskus und der damalige EZB-Chef Draghi beredeten, ist nicht bekannt. Doch das Gespräch muss den Banker nachhaltig beeindruckt haben. Der Kontakt blieb bestehen. Im Juli berief Franziskus den Italiener schließlich in die Päpstliche Akademie für Sozialwissenschaften. Der Austausch erweist sich in diesen Tagen als ausgesprochen fruchtbar.

Seit Kurzem muss Draghi erneut an exponierter Stelle mit-

fen, eine Krise zu überwinden. Das politische Schicksal Italiens, von der Corona-Pandemie mit fast 100 000 Todesopfern hart getroffen, liegt in seinen Händen. Die Wirtschaftskraft des Bel Paese brach 2020 um rund neun Prozent ein. Die sozioökonomischen Kollateralschäden der monatelangen Lockdown-Politik sind verheerend, die Industrieproduktion sinkt und die Staatsschulden explodieren.

Milliarden Euro verteilen

Der „Euroretter“ von einst, so die Hoffnung vieler Landsleute, ist der richtige Mann, um wieder für mehr Stabilität zu sorgen. Dem 73-jährigen traut man am ehesten zu, die vorgesehenen EU-Hilfsgelder in Höhe von mehr als 200 Milliarden Euro in die richtigen Bahnen zu lenken. Eine Aufgabe, an der die zerstrittene Mitte-links-Vorgängerregierung von Giuseppe Conte kläglich scheiterte.

Nun ist Draghi als italienischer Ministerpräsident am Zug. Der fromme Katholik macht keinen Hehl daraus, dass der Glaube und die Verbundenheit zur Kirche die Grundzüge seines Handelns bestimmen. Wie er sein Heimatland aus der Krise führen will, hat der gebürtige Römer bereits vor Monaten bei einem prominent besetzten Treffen katholischer Laien in Rimini skizziert. Bei der Konferenz an der Adriaküste lieferte er – aus heutiger Sicht – einen Entwurf für sein künftiges Regierungsprogramm.

Der Absolvent einer Jesuiten-Eliteschule sprach beim „Meeting Rimini“ im August über die Herausforderungen und Chancen der Pandemie. Dabei wurde deutlich: Der Mann des Geldes vertritt ganz ähnliche Ziele wie der Papst. Beide wollen mehr für die Jugend, die Armen, die Benachteiligten tun. Im Gegenzug sollen Reiche stärker zur Verantwortung gezogen werden. In italienischen Medien sorgten die

Parallelen zwischen Ökonomie und Theologie für einiges Aufsehen. Die Tageszeitung „La Repubblica“ titelte: „Die sozialen Lektionen von Franziskus und Draghi“.

Besondere Aufmerksamkeit widmete der Wirtschaftswissenschaftler in seiner Rede den jungen Menschen. Sie sollten in den Mittelpunkt aller Überlegungen gestellt werden, forderte er. Die aktuellen EU-Hilfzahlungen dienen „dem Überleben, dem Neustart. Die durch die Pandemie entstandenen Schulden sind beispiellos und müssen vor allem von den Jungen zurückgezahlt werden“, betonte er. Es sei „Pflicht“ der Gesellschaft, dafür zu sorgen, dass sie dies tun könnten. Denn einen jungen Menschen seiner Zukunft zu berauben, sei „eine der schwerwiegendsten Formen“ der Ungerechtigkeit.

Sichere Einkommen

Der Ökonom plädierte überdies für die Rückkehr zu einem Wachstum, „das die Umwelt respektiert und den Menschen nicht erniedrigt“. Nur eine Wirtschaftspolitik, die Einkommenssicherheit auch für die Ärmsten schaffe, könne den dringend benötigten sozialen Zusammenhalt stärken, lautete sein Fazit. Ein Ansatz, der nahezu identisch ist mit den Ideen des Papstes.

Hat der Jesuit Franziskus im Jesuitenschüler Draghi einen wichtigen Verbündeten im Regierungssitz Palazzo Chigi gefunden? Vieles spricht dafür, auch die ersten Amtshandlungen des Ministerpräsidenten. Er schuf eigens ein Ministerium für Menschen mit Behinderungen – ein Schritt, der mit dem päpstlichen Engagement für die Schwächsten der Gesellschaft übereinstimmt. Einem herzlichen Wiedersehen beim Antrittsbesuch Draghis im Vatikan steht demnach kaum etwas im Wege.

Alexander Pitz

Aus meiner Sicht ...



Simone Sitta ist Redakteurin unserer Zeitung.

Simone Sitta

Längst überfälligster erster Schritt

Jedes Jahr wandern in Deutschland mehr als 20 Millionen Handys über die Ladentheke. Jeder Bundesbürger verzehrt im Durchschnitt rund 60 Kilogramm Fleisch pro Jahr. Und Kleidung hat sich in den vergangenen Jahren zum Wegwerfprodukt entwickelt. Günstige Preise machen es möglich. Doch günstig ist diese Lebensweise nur für uns. Den wahren Preis zahlen andere.

Für Handys werden wertvolle Rohstoffe wie Palladium, Kupfer, Zink, Gold und Kobalt benötigt. Abgebaut werden diese zum Teil unter unvorstellbaren Arbeitsbedingungen. In den Kobalt-Minen im Kongo, aus denen über die Hälfte des weltweit verwendeten Kobalts stammt, ist Kinderarbeit trauriger

Alltag. Rund um die Minen sind Böden und Gewässer verseucht, die Lebensgrundlage der Bauern zerstört.

Der große Fleischhunger hierzulande führt indes dazu, dass anderswo große Waldflächen für immer verloren gehen. Wo einst die für den Klimaschutz so wichtigen Bäume standen, wird heute Soja angebaut – als Futter für unsere Tiere.

In den großen Textilfabriken in China, Indien und Bangladesch verdienen viele Näherinnen so wenig, dass es kaum zum Leben reicht. Und das, obwohl sie häufig deutlich mehr als 60 Stunden pro Woche schuften.

Viele deutsche Unternehmen haben bisher von dem Elend dieser Menschen profi-

tiert. Für die Schäden, die ihre Zulieferer an Mensch und Natur anrichten, hatten sie keinerlei Konsequenzen zu befürchten.

Endlich, nach jahrelangem Tauziehen, hat sich die Große Koalition nun auf ein Lieferkettengesetz geeinigt, das Firmen künftig verpflichtet, bei ihren Lieferanten im Ausland Menschenrechte durchzusetzen. Auch wenn der erzielte Kompromiss sicherlich noch ausbaufähig ist – Umweltverbände beklagen beispielsweise, dass Umweltzerstörung ohne Menschenrechtsbezug völlig durchs Raster fällt –, ist das Gesetz ein wichtiger erster Schritt zu mehr Gerechtigkeit! Auch der deutsche Verbraucher kann durch sein Einkaufsverhalten einen kleinen Beitrag dazu leisten.



Hildegard Schütz ist Vorsitzende des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Augsburg. Sie unterrichtet Latein und katholische Religionslehre.

Hildegard Schütz

Kein Respekt vor der Leistung

Eigentlich wären in der Faschingswoche in Bayern Ferien gewesen. Eine Woche, um Pause zu machen, um zu verschlafen. Alle Schüler, Lehrer und Eltern hätten diese Zeit zum Entspannen dringend benötigt:

Grundschüler, die die Hilfe ihrer Eltern brauchen, um vormittags zwei- bis dreimal ihre Computer für Videokonferenzen zu starten, um die Erklärungen und Anweisungen ihrer Lehrer mitzubekommen und dann entweder allein oder mit Hilfe ihrer Eltern die entsprechenden Arbeitsblätter ausfüllen.

Ältere Schüler, die gemäß ihrem Stundenplan von Videokonferenz zu Arbeitsaufträgen und Hausaufgaben hasten und dabei ohne Sozialkontakte zu ihren Mitschülern allein

zu Hause vor ihren Laptops sitzen und dabei immer trübsinniger werden.

Schüler von Abschlussklassen, die abwechselnd eine Woche Präsenzunterricht in der Schule genießen und dann eine Woche lang die entsprechenden Arbeitsaufträge zu Hause erledigen müssen – und sich nebenbei auch auf die Abschlussprüfungen vorbereiten sollen.

Eltern, die entnervt zwischen Homeoffice, Homeschooling und Haushalt hin und her eilen. Lehrer, die sich völlig neu in den Distanzunterricht einarbeiten mussten, fast rund um die Uhr für ihre Schüler erreichbar sind und sich aufgrund von kurzfristigen Vorgaben des Kultusministeriums ständig spontan auf neue Situationen einstellen müssen.

Sie alle hätten diese Ferienwoche dringendst benötigt, um neue Kräfte schöpfen zu können! Den Politikern ist anscheinend bis heute nicht klar, was Lehrer, Schüler und Eltern im Homeschooling leisten. Ansonsten wäre wohl das Streichen der Ferien nicht denkbar gewesen.

Gerade die Lehrer wären sicher auch bereit gewesen, in dieser Woche im Präsenzunterricht versäumten Stoff mit den Schülern aufzuarbeiten. Da Präsenzunterricht aufgrund des Coronageschehens aber nicht möglich war, war das Streichen der Faschingsferien ad absurdum geführt. Leider hatte kein Politiker den Mut, diese Entscheidung zu revidieren. Lehrer und Eltern werden es sich merken.



Alexandra Maria Linder ist Vorsitzende des Bundesverbands Lebensrecht e.V.

Alexandra Maria Linder

Lebensrecht braucht weiter Schutz

Wir leben in Zeiten, in denen Gesetze für die begleitete Selbsttötung entworfen werden und Gesetzen zum Schutz vorgeburtlicher Kinder die Abschaffung droht. Dies ist mit Blick auf die Würde des Menschen und einen humanen Rechtsstaat absurd. Dieselbe Absurdität zeigt sich beim pränatalen Bluttest, durch den Menschen mit genetischen Besonderheiten selektiert und beseitigt werden.

Auf die Würde des Menschen gab und gibt es viele Angriffe: durch menschenverachtende Ideologien, das gegenseitige Auspielen von Rechten, die bewusste Missachtung der Rechte anderer Menschen zur Durchsetzung eigener und einseitiger Interessen, Versuche der Entmenschlichung.

In allen Staaten, in denen Tötungshandlungen und Tötungshilfen vor der Geburt und am Ende des Lebens legalisiert sind, steigen die Tötungszahlen. Auch die Mitmenschlichkeit, der Respekt vor der Würde des Menschen und Hilfsangebote für Menschen in Not nehmen ab. Das kann nicht das Ziel einer menschenwürdigen Welt sein!

Seit 20 Jahren macht es sich der Bundesverband Lebensrecht (BVL) zur Aufgabe, die Würde jedes Menschen – unabhängig von Alter, Herkunft oder Zustand – zu wahren und dadurch eine humane Gerechtigkeit zu stärken. Zusammen mit seinen Mitgliedsvereinen setzt er sich auf vielfältige Weise für den Schutz des Lebens, das Recht auf Leben

und die Menschenwürde ein, insbesondere am Anfang und am Ende des Lebens.

Der BVL ist auch Organisator des seit 2002 stattfindenden Marschs für das Leben in Berlin. Inzwischen gab es 15 Märsche mit bis zu 8500 Teilnehmern. Wir konnten dazu beitragen, dass Lebensrechtsthemen weiter diskutiert werden, dass Euthanasie noch nicht legalisiert, Abtreibung noch kein „Frauenrecht“, Leihmutterchaft noch nicht zulässig ist. Die Arbeit der Lebensrechtsbewegung hat außerdem Tausende von Kindern und Müttern vor Abtreibung bewahrt. Wir werden weiterhin sachlich, konsequent und frohgemut für das Recht auf Leben und den Schutz des Lebens eintreten.

Leserbriefe

Kein Kommissar

Zu „Ein Rentner mag nicht vegetarisch“ und die Rubrik „Programmtipps“ in Nr. 4:

Ihre Programmtipps sind oft wertvoll. In Nr. 4 bin ich Ihnen besonders dankbar für den Hinweis auf „Krauses Zukunft“. Horst Krause verkörpert den Ex-Polizisten Horst Krause in unnachahmlich authentischer Weise. Dieser feinfühlig, bescheidene Mensch, der sich dennoch nicht scheut, für seinen Nächsten Einsatz zu zeigen und Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen, kann für viele Rentner ein Vorbild sein.

Dass Sie ihm die Dienstbezeichnung Polizeihauptkommissar (a.D.) gegeben haben, wird der Rolle aber nicht gerecht. Die Kommissar-Laufbahn gehört zum „gehobenen Dienst“. Die Filmfigur, die den Zuschauern seit 1998 Freude bereitet, war ein ganz einfacher Dorfpolizist, ein Polizeiwachtmeister und später Polizeihauptwachtmeister. Mit dem gehobenen Dienst hatte er nie etwas zu tun. Das hat ihn sympathisch gemacht in der Phalanx von Hunderten „Kommissaren“ im deutschen Fernsehen.

Georg Schmitz, 47839 Krefeld



▲ Vögel zu beobachten bereitet nicht nur Heimbewohnern Freude.

Lebensqualität

Zu „Vögel beobachten ist gesund“ in Nr. 3:

Dass Pflegeheime Futterstellen, Vogelhäuschen und Bestimmungsbücher bekommen haben, war eine sehr gute Idee des Landesbunds für Vogelschutz Bayern. Die Heimbewohner können so die heimische Vogelwelt beobachten. Durch die Beobachtung von Amsel, Fink, Meise und Co. wird nicht nur die Lebensqualität der Senioren verbessert. Auch einige Erinnerungen, wie es früher auf dem Land so war, werden wach.

Peter Eisenmann jun., 68647 Biblis

Jesus als Jude sehen

Zu „Richtige Zeit war gekommen“ in Nr. 3:

Weil Jesus Jude war, er zu dieser Religion und dieser Tradition gehörte, kann ich gar nicht anders, als mich als Freund der Juden zu bekennen! Wie viel Leid, Hass und Vorurteile an den Juden hätte nicht stattgefunden, wenn jeder Christ diese Grundeinstellung beherzigt hätte?

Grund für diese Einstellung gibt mir die Bibel, Quelle und Grundlage sowohl der Juden wie der Muslime als auch der Christen. Auf das alte Testament berufen sich alle diese Religionen bis heute! Dennoch wurde das jüdische Volk immer wieder an den Pranger gestellt.

Ich bin Jahrgang 1950. Meine Generation trat in den späten 1960er und den 1970er Jahren an, um die Missetaten der Nazis zu verurteilen. Vielen lag daran, aufzuzeigen, dass es im Nachkriegsdeutschland sehr viele ehemalige Nazis gab, die in neuen Positionen wieder einen sicheren Arbeitsplatz bekommen hatten. Für mich war diese Anklage berechtigt!

Unglaublich wurde sie aber, als dieselben Studenten „Werbung“ für die Maobibel betrieben. Zu diesem Zeitpunkt musste auch den Studenten klar gewesen sein, für welches barbarische Regime Mao stand! Millionen Menschen wurden in China umgebracht oder in Straflager verschleppt. Ich kann aber nicht das eine Unrechtssystem – die Nazis – anprangern und ein anderes – den Kommunismus – gutheißen!

Würde die Aufarbeitung der schlimmen NS-Zeit ehrlicher und entkrampfter ablaufen, könnte das bereits ein kleiner Schritt sein, den Antisemitismus zu bekämpfen. Und wenn dann noch alle Christen auf dieser einen Welt Jesus als Jude sehen und damit dem Juden als Freund begegnen, wäre dem Antisemitismus die „Hassgrundlage“ entzogen!

Pfarrer Wolfgang Zopora,
95680 Bad Alexandersbad

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Immer mehr Höfe sterben

Zur „Zahl der Woche“ in Nr. 3:

80 Prozent der 15- bis 29-Jährigen in Deutschland verlangen laut einer Umfrage der Heinrich-Böll-Stiftung von der Politik, für bessere Tierhaltung und klimafreundliche Ernährung einzutreten. Wenn derartige Forderungen von Seiten der Umwelt- und Naturschützer und vor allem der Grünen so weitergehen, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn immer mehr bäuerliche Familienbetriebe das Handtuch werfen, ihre Höfe aufgeben und somit die Erzeugung von Nahrungsmitteln endgültig einstellen.

Denken diese Leute nicht an die Folgen und unvorstellbaren Konsequenzen für die Ernährungssicherung unseres Volkes in 20 oder 30 Jahren? Als Folge dieser überzogenen und zum Teil auch populistischen Forderungen sind Engpässe bei der Versorgung der Bevölkerung mit heimischen Produkten die Folge und auch Einfuhren von anderen Ländern nicht mehr gesichert. Wer mit offenen Augen in unsere Dörfer schaut, muss doch sehen, was in den vergangenen 30 Jahren passiert ist. In vielen Dörfern sind von ehemals zehn bis 20 Familienbetrieben noch einer bis drei übrig.

Bei ständig neuen und kostspieligen Auflagen werden weitere der heute noch vorhandenen Familienbetriebe zur Hofaufgabe gezwungen. Sie kön-

Meinungsfreiheit

Zu „Der Gedenktag – aktueller denn je“ in Nr. 3:

Der Kommentar von Marian Offman über den Holocaust-Gedenktag auf der Meinungsseite hat mich schockiert. Dass der Holocaust eines der schlimmsten Verbrechen war, ist unbestritten. Daran muss auch erinnert werden. Dass nun aber in diesem Zusammenhang auch Corona für den Antisemitismus herhalten muss, bedient den medialen Mainstream.

Unbestritten spaltet Corona unsere Gesellschaft. Die Menschen, die zum Umgang mit der Pandemie eine andere Meinung haben, nehmen ihr Grundrecht auf Meinungsfreiheit in Anspruch. Zu behaupten, diese Menschen relativierten den Holocaust und riefen zu Antisemitismus auf, ist eine böswärtige Unterstellung und extreme Diffamierung. Wahrheit und Wahrfähigkeit würden gerade einer kirchlichen Zeitung besser anstehen!

Georg Brem, 86368 Gersthofen

nen mit den derzeitigen Agrarpreisen vor allem in der Milch- und Fleischproduktion die Ausgaben bei der Erzeugung im tierischen Bereich nicht mehr schultern.

Durch politische Versäumnisse bereits in den 1970er Jahren begann auch innerhalb der Landwirtschaft ein ruinöser Wettbewerb, der großen Flächenverbrauch und immer größere Viehbestände zur Folge hatte. Das steht in vielen Fällen mit der traditionellen bäuerlichen Landwirtschaft nicht mehr im Einklang.

Engelbert Meier, 95703 Plößberg



▲ Die Landwirtschaft hat sich in den vergangenen Jahrzehnten rapide weiterentwickelt. Immer neue Vorschriften brachten viele Bauern zum Aufgeben.

Fotos: gem

Gast auf Erden

Zu „Lernen, gastfreundlicher zu sein“ in Nr. 3:

Der Beitrag ist sehr interessant. Ich hoffe, dass ihn viele lesen und sich zu Herzen nehmen. Für unsere katholische Kirche wäre es ganz einfach, in jedem Gottesdienst gesanglich auf die Gastfreundschaft hinzuweisen, vielleicht nach dem Schlussegen. Das Lied „Wir sind nur Gast auf Erden“ sagt alles aus, vor allem die ersten drei Strophen. Leider wird dieses Lied meist nur bei Trauerfeiern gesungen. Da ist's nach meiner Meinung zu spät.

Sieglinde Schärtl,
92705 Leuchtenberg

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Frohe Botschaft

Zweiter Fastensonntag

Lesejahr B

Erste Lesung

Gen 22,1–2.9a.10–13.15–18

In jenen Tagen stellte Gott Abraham auf die Probe. Er sprach zu ihm: Abraham! Er sagte: Hier bin ich. Er sprach: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, Isaak, geh in das Land Morija und bring ihn dort auf einem der Berge, den ich dir nenne, als Brandopfer dar!

Als sie an den Ort kamen, den ihm Gott genannt hatte, baute Abraham dort den Altar, schichtete das Holz auf. Abraham streckte seine Hand aus und nahm das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. Da rief ihm der Engel des HERRN vom Himmel her zu und sagte: Abraham, Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. Er sprach: Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiß ich, dass du Gott fürchtest; du hast mir deinen Sohn, deinen einzigen, nicht vorenthalten. Abraham erhob seine Augen, sah hin und siehe, ein Widder hatte sich hinter ihm mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen. Abraham ging hin, nahm den Widder und brachte ihn statt seines Sohnes als Brandopfer dar.

Der Engel des HERRN rief Abraham zum zweiten Mal vom Himmel her zu und sprach: Ich habe bei mir geschworen – Spruch des HERRN: Weil du das getan hast und deinen Sohn, deinen einzigen, mir nicht vorenthalten hast, will ich dir Segen schenken in Fülle und deine Nachkommen überaus zahlreich machen wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meeresstrand. Deine Nachkommen werden das Tor ihrer Feinde einnehmen. Segnen werden sich mit deinen Nachkommen alle Völker der Erde, weil du auf meine Stimme gehört hast.

Zweite Lesung

Röm 8,31b–34

Schwestern und Brüder! Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer kann die Auserwählten Gottes anklagen? Gott ist es, der gerecht macht. Wer kann sie verurteilen? Christus Jesus, der gestorben ist,

mehr noch: der auferweckt worden ist, er sitzt zur Rechten Gottes und tritt für uns ein.

Evangelium

Mk 9,2–10

In jener Zeit nahm Jesus Petrus, Jakobus und Johannes beiseite und führte sie auf einen hohen Berg, aber nur sie allein. Und er wurde vor ihnen verwandelt; seine Kleider wurden strahlend weiß, so weiß, wie sie auf Erden kein Bleicher machen kann.

Da erschien ihnen Elíja und mit ihm Mose und sie redeten mit Jesus.

Petrus sagte zu Jesus: Rabbi, es ist gut, dass wir hier sind. Wir wollen drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Mose und eine für Elíja. Er wusste nämlich nicht, was er sagen sollte; denn sie waren vor Furcht ganz benommen.

Da kam eine Wolke und überschattete sie und es erscholl eine Stimme aus der Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn; auf ihn sollt ihr hören. Als sie dann um sich blickten, sahen sie auf einmal nie-

manden mehr bei sich außer Jesus. Während sie den Berg hinabstiegen, gebot er ihnen, niemandem zu erzählen, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sei. Dieses Wort beschäftigte sie und sie fragten einander, was das sei: von den Toten auferstehen.

►
„Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst.“ Abraham streichelt seinen Sohn Isaak: Radierung von Rembrandt, um 1637, Honolulu Museum of Art. Rembrandt hatte 1636 seinen erstgeborenen Sohn mit nur zwei Monaten beerdigen müssen.

Foto: gem

Gedanken zum Sonntag

Vor dem Tun kommt das Hören

Zum Evangelium – von Pfarrer Pater Steffen Brühl SAC



Das kommt mir wirklich seltsam vor. Die Jünger – und zwar nicht irgendwelche Jünger, sondern die, die Jesus bei wichtigen Ereignissen gerne um sich hatte: Petrus, Jakobus und Johannes – trauen sich anscheinend nicht, Jesus zu fragen.

Das mit dem „von den Toten auferstehen“ haben sie nicht verstanden. Wer hat das schon? Aber anders als wir könnten sie Jesus doch einfach fragen: „Wie hast du das gemeint? Wir verstehen das nicht.“ Er läuft doch nur wenige Schritte von ihnen entfernt. Warum drehen die drei sich nicht um und fragen?

Das erinnert mich an meine Schulzeit. Die Lehrerin erklärt etwas und ich kann ihr nicht folgen. Aber aus Angst, mich zu blamieren, melde ich mich natürlich nicht und frage nicht nach, nein, ich beuge mich zum Tischnachbarn und frage stattdessen ihn.

Haben auch die Jünger Angst, sich vor Jesus zu blamieren? Dabei hat Petrus es ja schon getan. Sein Vorschlag, für Jesus, Elíja und Mose drei Hütten zu bauen, war jetzt nicht der größte Geistesblitz. Der Evangelist Markus kommentiert trocken: „Er wusste nämlich nicht, was er sagen sollte“. Ich weiß es nicht, warum die drei Jesus nicht fragten. Vielleicht hätte ich mich auch nicht getraut, obwohl ich tausend Fragen hätte.

Ich frage mich zum Beispiel, ob die drei nicht bemerkt hatten, dass

ihnen ein kleiner Blick in den Himmel geschenkt wurde. Der Evangelist macht das allein schon dadurch deutlich, dass er Jesu Kleider in einem Weiß beschreibt, das es auf Erden gar nicht gibt. Und die beiden Personen, die Jesus trifft, rücken die Szene auch aus dieser Welt hinaus. Mose ist der, der Gott auf dem Berg Horeb traf. Und Elíja fuhr mit dem Feuerwagen direkt in den Himmel, ohne dass er den Tod schauen musste.

Ich frage mich auch, wie es den dreien damit ergangen ist, dass sie Gottes Stimme hören durften. Der Vater bestätigt seinen Sohn: „Auf ihn sollt ihr hören.“

Was für eine Botschaft! Da stecken für mich zwei Aspekte drin: Hört Jesus zu – und tut, was er sagt. Es ist nicht irgendwer, der da in den

Evangelien durch die Jahrhunderte zu uns spricht. Es ist der Sohn Gottes. Auf ihn zu hören heißt, auf Gott zu hören. Es ist die alte Frage, die wieder neu aufkommt: Was willst du, Gott, dass ich tun soll? Und es ist die alte Antwort: Vor dem Tun kommt das Hören.

Wäre das nichts für die Fastenzeit: das Evangelium neu zu hören? Zum Beispiel das Markusevangelium? Neu hinhören auf Jesu Stimme, die mich auch heute noch erreichen will? Diesem Jesus zuzuhören, der mich vom Hören des Wortes zum Tun des Wortes führen will?

Ich denke, die Jünger merkten sehr wohl, was das für sie bedeutet. Sie spürten, welche Konsequenzen es haben würde, auf Jesus zu hören und das Wort dann auch zu tun. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie deshalb erstmal unter sich tuschelten. Das Wort Gottes zu tun, heißt umzukehren, neu zu beginnen. Und Neues macht Angst. Aber auch das wird Jesus ihnen sagen: „Fürchtet euch nicht.“



Gebet der Woche

Gott, du hast uns geboten,
auf deinen geliebten Sohn zu hören.
Nähre uns mit deinem Wort
und reinige die Augen unseres Geistes,
damit wir fähig werden,
deine Herrlichkeit zu erkennen.
Darum bitten wir durch Jesus Christus,
deinen Sohn, unseren Herrn und Gott,
der in der Einheit des Heiligen Geistes
mit dir lebst und herrscht in alle Ewigkeit.
Amen.

Tagesgebet zum zweiten Fastensonntag

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Haben Sie derzeit auch manchmal das Problem, jemanden zu erkennen? Wenn Mund und Nase mit einer Maske bedeckt sind, fällt es nicht immer leicht, ein Gesicht zuzuordnen.

Nur im Fasching, auf den wir dieses Jahr verzichten mussten, ist dieser Effekt gewollt. Stundenlang haben wir bei manchen Bällen gerätselt, wer wohl hinter einer bestimmten Maske stecken könnte. Wenn sich der oder die dann zu später Stunde – oft, weil die Verkleidung doch recht unbequem war – zu erkennen gegeben hat, ging ein Raunen durch den Saal. Wer die Maske fallen lässt, lüftet sein Geheimnis.

In gewisser Hinsicht ist auch das Leben Jesu eine Demaskierung: Der geheimnisvolle Gott gibt sich zu erkennen. Gott, vom Menschen gänzlich unerreichbar, zeigt sich so, dass er wahrnehmbar wird. Er begibt sich in das Koordinatensystem, in den Erfahrungshorizont des Menschen, lässt seine Verhüllung, die der Mensch von sich aus nicht durchdringen kann, fallen und sagt: Lerne mich kennen: So bin ich. „Entäußerung“ nennt der Hebräerbrief, dass sich Gott in die Niederungen des Menschseins begeben hat.

Dieses „Outing Gottes“ hat für mich zwei Höhepunkte: Jesu Geburt und seinen Tod. Ein Gott, der sich nicht nur in die Armseligkeit eines Stalles begibt, sondern auch die Ohnmacht eines Säuglings annimmt, ist einzigartig. Auf Golgota wiederholt sich die Nacktheit des göttlichen Kindes. Seiner Kleider

beraubt, entblößt, ist der Gottessohn erneut der völligen Hilflosigkeit ausgeliefert. So lässt er keinen Zweifel daran, dass er ganz Mensch geworden ist – und nicht, wie manche Theologen der ersten Jahrhunderte meinten, ein Gott in der Verkleidung eines Menschen. Wie sehr er sich selbst entäußerte, kommt in keiner Szene drastischer zum Ausdruck als im Aufschrei am Kreuz: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Selbst das Los der Gottesferne teilt Jesus mit den Menschen. So erschütternd die Passionsgeschichte sein mag, sie ist auch eine Liebesgeschichte. Unüberbietbar stellt sie vor Augen, wie weit ein Gott gehen kann, um seinen Geschöpfen nahe zu sein.

Die Bibel beschreibt viele Arten, wie Gott sich dem Menschen mitteilt. Er spricht durch Boten und Propheten, durch Zeichen und Ereignisse. Die Weise, wie er sich in Jesus zu erkennen gibt, ist religionsgeschichtlich einmalig. Dass er keine Botschaft überbringt, sondern selbst zur Botschaft wird, lässt sich nicht toppen.

Das heißt aber auch: Damit ist alles gesagt. Wir müssen auf keine weiteren himmlischen Botschaften warten. Stattdessen ist es an uns, nun auf diese Selbstmitteilung Gottes zu antworten. Mit Worten ist es dabei nicht getan. Die Antwort auf die Frage, die Gott uns stellt, kann nur ein ganzes Leben sein.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, zweite Fastenwoche

Sonntag – 28. Februar Zweiter Fastensonntag

Messe vom 2. Fastensonntag, Cr, eig. Prf, feierlicher Schlusssegen (violett); 1. Les: Gen 22,1-2.9a.10-13.15-18, APs: Ps 116,10 u. 15.16-17.18-19, 2. Les: Röm 8,31b-34, Ev: Mk 9,2-10

Montag – 1. März

Messe vom Tag (violett); Les: Dan 9,4b-10, Ev: Lk 6,36-38

Dienstag – 2. März

Messe vom Tag (violett); Les: Jes 1,10.16-20, Ev: Mt 23,1-12

Mittwoch – 3. März

Messe vom Tag (violett); Les: Jer 18,18-20, Ev: Mt 20,17-28

Donnerstag – 4. März

Hl. Kasimir, Königssohn
Priesterdonnerstag

Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag oder vom hl. Kasimir (violett); Les: Jer 17,5-10, Ev: Lk 16,19-31

Freitag – 5. März

Herz-Jesu-Freitag

Messe vom Tag (violett); Les: Gen 37,3-4.12-13a.17b-28, Ev: Mt 21,33-43.45-46

Samstag – 6. März

Hl. Fridolin von Säkingen, Mönch,
Glaubensbote

Herz-Mariä-Samstag

Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag o. vom hl. Fridolin (violett); Les: Mi 7,14-15.18-20, Ev: Lk 15,1-3.11-32

WORTE DER HEILIGEN:
FELIX II. VON ROM

Die Kirche gründet auf dem Bekenntnis des Petrus



Heiliger der Woche

Felix II. von Rom

Bischof von Rom: 13. März 483 bis 1. März 492
Gedenktag: 1. März

Felix wird als zweiter oder dritter Papst bezeichnet, je nachdem, ob einer seiner Vorgänger als Gegenpapst gilt oder nicht. Er stammte aus einer römischen Senatorenfamilie und war wie sein Vater verheirateter Priester. Mit Zustimmung des Königs Odoaker wurde er zum Bischof von Rom gewählt. Unter ihm kam es zum ersten Schisma zwischen Rom und Konstantinopel. Akakios, der Patriarch von Konstantinopel, hatte eine Einigungsformel (das „Henotikon“) zwischen den Vertretern des Konzils von Chalkedon (451) und den vor allem im Orient vertretenen Monophysiten („Ein-Naturen-Gläubige“) verfasst. Letztere nahmen an, dass die Menschheit Jesu von seiner Gottheit aufgesogen worden sei. Felix verhängte über ihn deswegen den Kirchenbann. Folge war das „akakianische Schisma“, das bis 519 dauerte. Von Felix sind 18 Briefe überliefert. *red*

Felix beklagt sich bei Kaiser Zenon über dessen Missachtung und erinnert ihn daran, dass er dem Bischof von Rom seine wiedererlangte Macht verdankt.

Felix schreibt: „Christlicher Kaiser, warum lässt du mich von dem Bande der Liebe, mit welchem die ganze Kirche umschlungen ist, getrennt sein? Warum zerreißt du, was mich betrifft, die Zustimmung des ganzen Erdkreises? Ich bitte dich, gottesfürchtiger Sohn, lass das Kleid des Herrn, das von oben herab über den einen Leib im Ganzen gewebt war und welches die durch die stete Leitung des Heiligen Geistes unzertrennliche Kirche darstellte, durch keinen Schmutz verunstalten, noch möge man dasselbe, welches selbst die unversehrt gelassen, die den Heiland gekreuzigt haben, zu deiner Zeit zerreißen sehen.“

Ist es nicht mein Glaube, welchen als den allein wahren und durch keine Widrigkeit zu überwältigenden der Herr selbst bezeichnete, der seiner auf mein Bekenntnis gegründete Kirche die Verheißung gegeben, dass die Pforten der Hölle sie nie überwältigen werden? Dieses Bekenntnis erhob dich doch abermals zur Kaiserwürde und, nachdem dir von deinen Gegnern die Macht entrisen war, öffnete es dir bei ihrer Verteidigung den Weg zum neuerlichen Sieg über die Feinde.“

Felix fordert den Kaiser auch auf, sich in geistlichen Angelegenheiten nicht als Herr und Befehlshaber aufzuspielen, sondern den Geistlichen unterzuordnen:

„Ich glaube, es dürfte jedenfalls für euch vorteilhaft sein, wenn ihr die katholische Kirche unter eurer Herrschaft ihre Gesetze handhaben und durch niemanden ihre Freiheit beeinträch-

tigen lasst, da sie euch die Herrschergewalt wiedergewann. Denn es ist gewiss, dass es eurer Sache zum Heil gereicht, wenn ihr, wo es sich um Gottes Angelegenheiten handelt, nach seiner Anordnung euren kaiserlichen Willen den Priestern Christi unterzuordnen, nicht aber vorzuziehen sucht. Wie ihr auch das Heilige von seinen Vorstehern viel eher zu lernen sucht, als es zu lehren; dem Vorbild der Kirche zu folgen und ihr nicht menschliche Rechte und Gesetze aufzuoktroizieren noch über ihre Anordnungen herrschen zu wollen.“

Denn nach Gottes Willen soll sich euer Gnaden in frommer Ergebung unterwerfen, damit nicht, wenn das Maß der göttlichen Anordnung überschritten wird, ihr von dem, der die Anordnungen trifft, Schmach und Schande erntet.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, oh

Felix II. finde ich gut ...



Papst Gregor der Große, † 604,
Urenkel Papst Felix' II.

„Zuweilen pflegt zum Trost der scheidenden Seele der Urheber und Belohnen des Lebens selbst zu erscheinen. Darum will ich wiederholen, was ich in den Homilien über die Evangelien von meiner Tante Tharsilla erzählt habe. Durch die Tugend des beständigen Gebetes, durch Lebensernst und ganz besondere Enthaltensamkeit hatte sie ihre beiden andern Schwestern überflügelt und war zum Gipfel der Heiligkeit gelangt. Ihr erschien mein Urahn, der römische Papst Felix, und zeigte ihr ihre Wohnung in der ewigen Herrlichkeit mit den Worten: ‚Komm, denn ich will dich in dieser leuchtenden Wohnung empfangen!‘ Tags darauf wurde sie fieberkrank und kam dem Tode nahe.“

Zitat

von Felix II.

Felix schärft dem Kaiser das chalkedonische Glaubensbekenntnis von 451 ein:

„Die denkwürdige Versammlung bekennt das wesensgleiche und gleichewige Wort des allmächtigen Gottes, des Vaters, welches in unveränderlicher Gottheit herabstieg und Fleisch annahm, sei von dem unaussprechlichen Anfang seiner Empfängnis an, welche es sich im Schoß der jungfräulichen Mutter mit Macht bewirkte, nachdem es als der eine und selbe Jesus Christus, unser Herr, als ein und derselbe Sohn Gottes und des Menschen, ein und derselbe unvermischt, da er ungeteilt wahrhaft Gott und Mensch und sein Verhältnis zum Vater unversehrt blieb, geboren worden war, auf dieser Welt erschienen, habe Göttliches und Menschliches gewirkt, sei gestorben und sitze, nachdem es von den Toten wieder auferstanden, zur Rechten des Vaters und werde also von da ebenso kommen, wie man es in den Himmel eingehen sah.“

CORONA IN DEN USA

„Sitting Bull“ stirbt einsam

1000 Tote im Monat: Pandemie trifft indianische Bevölkerung besonders hart

WASHINGTON – Amerikanische Ureinwohner sterben doppelt so häufig an Corona wie weiße US-Bürger. Die Pandemie tötet die indigenen Völker schneller als jede andere Gemeinschaft in den USA – und bedroht damit auch ihr kulturelles Erbe.

Auf der hügeligen Ebene im westlichen North Dakota füllen sich die Gräber in den ewigen Jagdgründen der „Standing Rock Sioux“, zu denen einst der berühmte Häuptling „Sitting Bull“ (um 1831 bis 1890) gehörte. In dem bettelarmen Reservat mit nur 8000 Bewohnern starben seit Ausbruch der Pandemie 24 Menschen. Die meisten Opfer gehörten zu den Stammesältesten, die mit dem kulturellen Erbe enger verbunden waren als die nachrückende Generation.

Ähnlich ist die Situation bei den Muscogees im Osten des Präriestaates Oklahoma. „Das kommt einer kulturellen Bücherverbrennung gleich“, meint der Sprecher des Stammes, Jason Salsman. „Eines Tages wird es niemanden mehr geben, der dieses Wissen weitergeben kann.“

Höhere Sterblichkeit

Unter den amerikanischen Ureinwohnern hat das Virus seit Beginn der Pandemie bereits einen von 475 Stammesangehörigen dahingerafft. Das ist laut Angaben des „APM Research Lab“ eine um die Hälfte höhere Sterblichkeitsrate als bei den ebenfalls hart getroffenen Afroamerikanern – und doppelt so viele Corona-Tote im Pro-Kopf-Vergleich wie bei weißen Amerikanern.

Die tatsächlichen Opferzahlen dürften nach Ansicht von Experten sogar noch höher liegen, weil die Erfassung der Daten bei den Ureinwohnern bestenfalls lückenhaft sei. Am stärksten betroffen sind Stämme in Mississippi, New Mexico, Arizona, Montana, Wyoming sowie Nord- und Süd-Dakota.

Wie in allen Bevölkerungsgruppen suchten im Januar nach den Feiertagen besonders viele Menschen Hilfe. Nach Angaben des Projekts „Color of Coronavirus“ legte der Trend mit 1000 Toten unter den Ureinwohnern um 35 Prozent im Vergleich zum Vormonat zu. Das klingt angesichts der täglich teilweise mehreren Tausend Corona-Toten

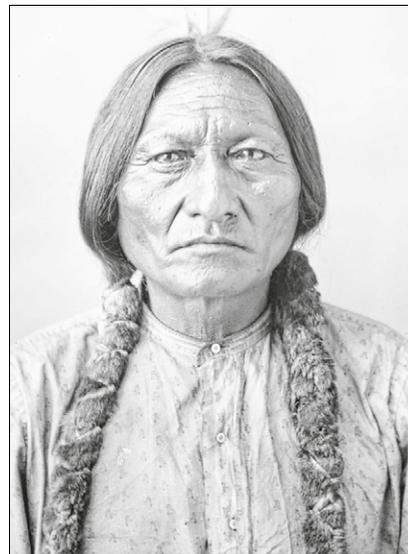
in den USA nach nicht viel. Doch die indigene Bevölkerung ist klein.

„Der Verlust von einem Prozent unseres Volkes entspricht bezogen auf die Gesamtbevölkerung dem Verlust von drei Millionen Amerikanern“, sagt Soziologin Desi Rodriguez-Lonebear, die sich an der Universität von Kalifornien in Los Angeles mit den indigenen Völkern Nordamerikas befasst. „Wir befinden uns mitten in einem gewaltigen Sturm und sind auf die Folgen nicht vorbereitet.“

Das gilt für alle 574 staatlich anerkannten Indianerstämme. Die Navajos, die in New Mexico, Arizona und Utah zu Hause sind, zählen als zweitgrößter Stamm die meisten Corona-Opfer. „Nicht nur, dass die Ureinwohner die höchste Rate an Covid-Todesfällen haben“, sagt Andi Egbert von der Forschungseinrichtung APM Research Lab. Der Trend beschleunige sich im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen. „Die Lücke wird größer.“

Stammesälteste und Freiwillige greifen angesichts der Lage zur Selbsthilfe. Navajo-Frauen starteten eine Kampagne, um Essen und Desinfektionsmittel in entlegene Gebiete zu bringen, in denen die Menschen zum Teil in Wohnwagen ohne fließendes Wasser leben. Wer ein grünes Schild in seine Fenster hängt, signalisiert: „Es geht mir gut.“ Rot bedeutet: „Ich brauche Hilfe.“

Anders als viele Afroamerikaner, die medizinischen Missbrauch in der jüngeren US-Geschichte in ihrem kollektiven Gedächtnis gespeichert haben und deshalb dem Impf-



◀ *Sioux-Häuptling „Sitting Bull“ um 1883. Sein Stamm lebt heute in extrem ärmlichen Verhältnissen.*

sich als Erste in die langen Impfschlangen ein. Mit der Kampagne „Be a Good Ancestor“ (Sei ein guter Vorfahr) übernehmen sie Verantwortung für ihre Völker und senden damit auch ein Signal Richtung Washington. Sie erwarten vom neuen Präsidenten Joe Biden mehr Hilfe als bisher – vor allem finanzielle.

Bei der Präsidentschaftswahl haben die Ureinwohner Biden geholfen, entscheidende „Swing States“ wie Arizona und Nevada zu gewinnen, Staaten also, in denen sich Biden und Donald Trump ein Kopf-an-Kopf-Rennen lieferten. Jetzt fordern sie dafür Unterstützung ein. Zum Beispiel bei der Einrichtung eines indigenen Gesundheitsdienstes. „Die Ureinwohner sind für Biden aufgestanden. Jetzt ist es an der Zeit, für sie aufzustehen“, sagt die Direktorin des indigenen Zentrums für Epidemiologie in Seattle, Abigail Echo-Hawk.

Immer wieder betonen Vertreter der indigenen Völker, dass es nicht bloß um das physische Überleben des Einzelnen geht, sondern um das der indigenen Kulturen. „Es verschlägt einem den Atem“, sagt der Dakota-Sioux Ira Taken Alive bei der Beerdigung seiner Eltern. „Das Wissen, das sie besaßen, und die Verbindung zu unserer Vergangenheit geht mit ihnen verloren.“

Bernd Tenhage

programm gegen Corona skeptisch gegenüber stehen, wollen die Ureinwohner Amerikas mehrheitlich die Spritze gegen das Virus. Dabei haben die Ureinwohner ähnliches erlebt: Jahrzehntelange Zwangsassimilierung und das Verbot, ihre Sprachen zu sprechen, schürt unter den Stämmen ein tiefes Misstrauen gegenüber der Regierung.

Hohe Impfbereitschaft

Dennoch sind drei Viertel der Ureinwohner bereit, sich gegen das Virus impfen zu lassen, fand das „Urban Indian Health Institute“ im Dezember in einer nationalen Umfrage heraus. Das sind 20 Prozent mehr als im Durchschnitt aller Amerikaner.

Die Stammesältesten gehen mit gutem Beispiel voran und reihen

In traditionellen Lehmbauten wie hier im Taos Pueblo im Bundesstaat New Mexico leben zwar nur noch wenige Indianer. Ärmlich ist ihre Existenz in den Reservaten aber dennoch.

Fotos: Fels, gem



BERLIN/LOS ANGELES – „Black Lives Matter“ haben sie sich auf die Fahnen geschrieben und wollen damit zum Ausdruck bringen: Das Leben von Schwarzen ist genauso viel wert wie das von Weißen! Die US-amerikanische Bürgerbewegung, die sich gegen Polizeigewalt und vermeintlichen Rassismus in der Gesellschaft wehrt und dafür von Medien und Öffentlichkeit in Europa gefeiert wird, gerät jedoch zunehmend selbst in Rassismusverdacht.

Der jüdische US-Historiker Gil Troy ist bestürzt. „Es ist herzerreißend. So viele Juden und Rabbiner unterstützen ‚Black Lives Matter‘. Und dann das!“ In Los Angeles sei es in jüdischen Vierteln zu Gewalt gegen jüdische Geschäfte gekommen. „Wir sahen antijüdische Graffiti und Hakenkreuze. War es ein allgemeines Phänomen? Nein! Aber dafür müssen wir Null-Toleranz haben. Es ist furchtbar, wenn Menschen die Bewegung für antisemitischen Hass benutzen.“

Ähnliches beobachtete Dov Wilker, Direktor der jüdischen Bürgerrechtsvereinigung „American Jewish Committee“ (AJC) in der Region Atlanta: „Die Synagoge in Kenosha etwa wurde mutwillig beschädigt. Manche Aktivisten demonstrierten

PROTESTE GEGEN POLIZEIGEWALT

Die Antirassisten mit dem Rassismus-Problem

Stachelt Bewegung „Black Lives Matter“ zum Judenhass auf?

mit Palästina-Fahnen. Umgekehrt wurden in der Vergangenheit auf Palästina-Märschen Symbole der ‚Black Lives Matter‘ gezeigt.“

Hass-Chöre gegen Israel

In Los Angeles wurde die Statue des Schweden Raoul Wallenberg geschändet, der während der NS-Zeit Juden vor den Nazis rettete. Mehrere Synagogen wurden mit „Free Palestine! Fuck Israel!“ besprüht. Bei Demonstrationen in Washington mischten sich Hass-Chöre gegen Israel, das „Kinder ermordet“, mit den Black-Lives-Parolen. In San Diego wurden jüdische Einrichtungen wie das Haus der Studentenorganisation Hillel angegriffen.

Auch in Europa kam es bei Demonstrationen von „Black Lives

Matter“ zu judenfeindlichen Äußerungen und Ausschreitungen. „Wenn auf Demonstrationen ‚Wer ist jetzt der Terrorist?‘-Plakate hochgehalten und dann Israel oder der Davidstern gezeigt werden, wie es in Paris der Fall war, und wenn skandiert wird: ‚Israel der Völkermörder‘ oder ‚Israel der Kindermörder‘ – dann ist das ‚Black Lives Matter‘ zuzuschreiben“, sagt Theologe Kai Funkschmidt, Referent bei der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Berlin.

Die Organisation habe sich nicht von solchen Parolen distanziert, kritisiert Funkschmidt. In englisch- und französischsprachigen Medien wird deswegen zunehmend Kritik an der „Black Lives Matter“-Bewe-

gung (BLM) und deren antisemitischen Zügen laut. In deutschen Medien ist davon wenig zu lesen. Hierzulande gilt BLM nach wie vor eher als Organisation, die durch ihre Proteste zur Wahlniederlage von Donald Trump beigetragen hat.

BLM wurde bereits 2013 von drei schwarzen Aktivistinnen gegründet. Auslöser ihres Protests war der Freispruch eines sogenannten Nachbarschaftswächters, der einen unbewaffneten schwarzen Jugendlichen erschoss. 2020 wurde die Bewegung nach dem Tod des Afroamerikaners



Ein Protestzug von „Black Lives Matter“ (BLM) voriges Jahr in Los Angeles. Augenfällig ist der hohe Anteil hellhäutiger Demonstranten. Weniger offensichtlich ist, dass manche BLM-Gruppen ihren Protest gegen Polizeigewalt antisemitisch ausgeweitet haben.

George Floyd durch US-Polizisten weltweit bekannt und populär.

Zahlreiche Stimmen innerhalb von BLM sehen Parallelen zwischen den „Lynchings“ der amerikanischen Polizei an Schwarzen und Israels Behandlung der Palästinenser, die sie als Völkermord bezeichnen. Demonstranten schwenkten Fahnen mit der Aufschrift „Israel – Laboratorium für Polizeigewalt“. Nur: Auf den Demonstrationen gehe es gar nicht um die sachgerechte Darstellung von Polizeiarbeit, sondern um Propaganda.

Genozid an Schwarzen?

Es sei im Grunde das klassische antisemitische Narrativ, erklärt Funkschmidt: So wie die amerikanische Polizei einen Genozid an den Schwarzen versuche, versuchten die Israelis einen Genozid an den Palästinensern. Das beobachtet so ähnlich auch Dov Wilker: „Wenn BLM sagt, die Polizeigewalt gegen Schwarze höre auf, wenn der Aus-

tausch mit Israel nicht mehr stattfindet, dann ist das falsch.“

Dass immer wieder das Narrativ auftaucht, die US-Polizei würde ihr Vorgehen gegen Schwarze von Israel lernen, macht den jüdisch-amerikanischen Historiker Gil Troy wütend: „Die große Lüge dahinter ist die Behauptung, dass die Schuld am Rassismus in der US-amerikanischen Polizei bei den Juden liegt.“ Aber: „Das Knien auf dem Nacken wie bei George Floyd ist keine Technik der israelischen Polizei. Das ist eine große Lüge! Wir nennen das Judenhass oder Antisemitismus.“

Zudem ist es nicht einmal erwiesen, dass es einen besonderen Polizeirassismus gegen Schwarze gibt. Zahlreiche Studien staatlicher und universitärer Einrichtungen seit den 1970er Jahren widersprechen der Aussage, die Polizei töte verhältnismäßig mehr Schwarze als Angehörige anderer ethnischer Gruppen.

Lois James von der Universität Washington etwa zeigte in mehreren Versuchsreihen, dass Polizisten beim Schusswaffeneinsatz gegen Schwarze und Latinos sogar deutlich zögerlicher seien als gegen Weiße. Sie erklärt das mit „reverse racism“, der verinnerlichteten Sorge der Polizisten, Rassismuskritik ausgesetzt zu sein.

Hass auf „weiße“ Juden

Die antijüdischen Exzesse bei BLM-Protesten kommen nicht von ungefähr. Der Antisemitismus entwickelt sich schon länger in den USA. Einerseits gab es seit den 1960er Jahren eine enge Verbindung der amerikanischen Juden zur schwarzen Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King. Gleichzeitig formulierten schwarze Intellektuelle wie James Baldwin ihren Hass auf die „weißen“ Juden.

So schrieb Baldwin, dass „der Jude“ den Holocaust und seine Unterdrückung missbrauche, um sich als Opfer darzustellen. Das sei gelogen. Viel schlimmer als die Unterdrückung der Juden sei die Unterdrückung der Schwarzen. Und „der Jude“ sei in „unseren schwarzen Ghettos“ das ausführende Organ der Weißen, weil er die Miete eintreibe oder selbst Hausbesitzer sei.

„Der Jude“ als gnadenloser Mieteintreiber und skrupelloser Geschäftsmann – das ist ein klassisches antisemitisches Narrativ. Dennoch ist James Baldwin bis heute Schullektüre in den USA. Dagegen müsse man sich gesamtgesellschaftlich wehren, sagt Dov Wilker vom „American Jewish Committee“.



▲ US-Polizisten bei der Kontrolle von „Black Lives Matter“-Aktivisten.

Die Einteilung in schwarz und weiß sei zudem völlig unsinnig, meint Wilker. Weltweit gebe es viele dunkelhäutige Juden: „Über 50 Prozent der Juden in der ganzen Welt stammen nicht aus Europa. Aber viele glauben, dass alle Juden weiß sind. Viele verstehen nicht, dass Juden diskriminiert wurden und werden und stellen sie mit den Unterdrückten gleich. Der Antisemitismus hat nicht nur bis heute überlebt, sondern wird immer stärker.“

Die Einteilung in schwarz und weiß ist bei BLM ohnehin keine Frage der Hautfarbe, sondern der politischen Definition: Jeder – auch mit dunkler Haut – gelte automatisch als weiß, wenn er den Aussagen der Aktivisten nicht zustimmt, monieren Beobachter. So kritisierte zum Beispiel die Journalistin und BLM-

Unterstützerin Nadine Batchelder-Hunt, eine dunkelhäutige Jüdin, einen antisemitischen Twitter-Beitrag der britischen BLM-Bewegung. Daraufhin wurde sie als „weiße zionistische Hure“ beschimpft.

„Black Lives Matter“ hat im Grunde eine kulturmarxistische Weltsicht“, analysiert Funkschmidt. Deren Grundnarrativ werde „rassisiert“: „Es gibt eine Unterdrückungsrasse – das sind die Weißen. Und es gibt die Unterdrückten – das sind die Schwarzen. Dadurch sind die Juden plötzlich in erster Linie Weiße. Sie werden dann ausgesondert für einen besonderen Hass innerhalb der Weißen.“

„Black Lives Matter“ ist eine dezentral organisierte Bewegung. Im Prinzip kann sich jeder zu einem ihrer Wortführer machen. Ein Urheberrecht auf BLM gibt es nicht. Funkschmidt gibt auch unumwunden zu, dass Judenhass nur in bestimmten Gruppen vernehmbar sei und sich nur punktuell aggressiv äußere. Sind da die antisemitischen Nebentöne vielleicht doch verkräftbar? Solche Reaktionen erhält der Berliner Theologe immer wieder auf seine Wortmeldungen.

„Du ziehst ‚Black Lives Matter‘ in den Schmutz, indem du auf diesen Nebenaspekt hinweist. Das Grundanliegen ist doch positiv.“ Rückmeldungen wie diese kennt Funkschmidt gut – und verwahrt sich dagegen. „Ich sage: Es gibt keinen nebensächlichen Antisemitismus! Es gibt immer das Potenzial, dass sich das verselbstständigt und größer wird!“

Thomas Klatt

▲ Kai Funkschmidt untersucht die Bewegung „Black Lives Matter“.



Fotos: EZW, Imago/Zuma Wire (2)



„KIRCHE FÜR FERNFAHRER“

Enormer Druck, niedrigste Löhne

Seelsorger machen auf prekäre Situation auf den Straßen aufmerksam



▲ Fernfahrer-Seelsorger Norbert Jungkunz und sein Traum: ein Lkw mit ausfahrbarer Bühne, mit dem er als „Kirche für unterwegs“ von Rastplatz zu Rastplatz fahren kann. Fotos: Pich, gem

BAMBERG – Das Anliegen ist dringend. Seit 20 Jahren ist das Problem bekannt. Durch Corona hat sich die Lage noch einmal verschärft. Rund 25 000 Fernfahrer gehen bei der abendlichen Suche nach einem Parkplatz in Deutschland leer aus – Tag für Tag.

„Uns ist es wichtig bewusst zu machen, dass diese Arbeit hinter dem Lenker von Menschen gemacht wird“, sagt Norbert Jungkunz von der Betriebsseelsorge im Erzbistum Bamberg. „Ohne diese Fahrer geht

nichts“. „Fernfahrerinnen und Fernfahrer brauchen faire Bedingungen“, fordert die Arbeitsgruppe „Kirche für Fernfahrer“ und schrieb deshalb einen Brief an Bundesverkehrsminister Andreas Scheuer und Bundesarbeitsminister Hubertus Heil. Die Lebenssituation der Fernfahrer sei prekär, heißt es darin. Verbesserungen, teils seit Jahren gefordert, duldeten keinen Aufschub.

Jeden Tag Currywurst?

„Durch die Pandemie wurden und werden viele soziale Probleme in dieser Branche auf dramatische Weise offenbar“, heißt es in dem Schreiben. Selbst wer einen Rastplatz ergattert hat – „dank“ Corona ist es schwierig, sich zu versorgen. „Wo du übernachtet, darfst du zwar essen, wie in einer Kantine, aber das rechnet sich für viele nicht.“ Dann bleibt nur der Imbiss. Aber das heißt womöglich: jeden Tag Currywurst.

Duschen und WCs – auch sie sind nicht überall offen und für die Fernfahrer zugänglich. „Es ist unvorstellbar, wie eingeschränkt die Fahrer durch Corona leben müssen“, bedauert Jungkunz. Doch auch schon vor Corona fehlten ausreichend Toiletten und Duschmöglichkeiten. Die hygienischen Verhältnisse an Rasthöfen, Parkplätzen



▲ Der Druck im Fernfahrer-Gewerbe ist hoch, die Löhne häufig skandalös niedrig. Corona hat die Lage verschärft.

und Logistikzentren seien „gelingend oft mangelhaft.“

Nun fehle auch die Möglichkeit der Begegnung. Zusammen ein Feierabendbier trinken, auf andere Gedanken kommen, Probleme austauschen – aktuell ist das nicht möglich. Dabei seien viele der osteuropäischen Fahrer bis zu vier Monaten am Stück unterwegs: weg von daheim und der Familie. Auch wurden im Zuge der Corona-Krise die Lenk- und Ruhezeiten weitgehend freigegeben. Dadurch steige die tödliche Gefahr von Übermüdung und Sekundenschlaf – eine Gefahr nicht nur für die Fahrer.

Die Versorger der Nation hätten ein Recht auf menschenwürdi-

ge Arbeitsbedingungen, betont der Betriebsseelsorger. „Wir fordern die Politiker auf, den ruinösen Logistik-Wettbewerb auf dem Rücken der Fahrer zu beenden.“ Die Armut der Fahrer aus Osteuropa werde ausgenutzt. Die Löhne seien skandalös. Es gebe Anbieter, die von Mailand nach Berlin für 280 Euro fahren. Wie kann das gehen bei 14 Stunden Fahrzeit, Benzinkosten, Reifen- und Lkw-Abnutzung, Fahrerlohn?

Der Konkurrenzdruck ist enorm. Der Druck werde an die Fahrer weitergegeben. 15 Stunden-Schichten sind keine Seltenheit, in der Hoffnung, nicht erwischt zu werden. Die spürbare Folge: Isolation und Vereinsamung. „Die Scheidungsrate unter der Fernfahrern ist hoch“, weiß der Seelsorger. Umso wichtiger sind die Betriebsseelsorger. Für die Gespräche am Rande oder bei den Truckerfestivals. Für die Wertschätzung, den Austausch von Problemen, das Gesehenwerden.

Gott begegnen

Norbert Jungkunz erinnert sich etwa an das Gespräch mit einem Fernfahrer, der vor zehn Jahren einen tödlichen Unfall miterlebt hatte. Darüber hat er bislang mit niemandem sprechen können. Wer kümmert sich um die Menschen, die Wochen und Monate allein unterwegs sind, fragt Jungkunz. Und: Wo können sie Gott begegnen?

Die „Kirche für Fernfahrer“ informiert auf Truckertreffen auch über rechtliche Fragen etwa zum Arbeitsrecht, zu Rente oder Haftung. Die Seelsorger helfen in Nöten, sind Ansprechpartner etwa bei Eheproblemen oder Trauer. Sie öffnen Räume für Erfahrungen und Austausch. Und sie bauen Brücken zwischen Arbeitswelt und Kirche. Um den Fernfahrern Gebete, Rat und Hilfe mitgeben zu können, haben sie das Buch „ontour“ herausgegeben.

Jungkunz sagt, er sei froh, dass sich auch der Vatikan mit dem „Apostolat der Straße“ dieses Themas annimmt. Das nehme auch die Gemeinden in die Pflicht. „Es braucht Menschen, die die Not der Fahrer sehen.“ Diese Arbeit müsse mit Würde und Respekt betrachtet werden. „Es braucht mehr Wertschätzung für die Frauen und Männer, die sich täglich auf den Weg machen, um uns zu versorgen.“

Brigitte Pich

Info

Kirche für Fernfahrer

Die Arbeitsgruppe „Kirche für Fernfahrer“ besteht aus einer Frau und acht Männern, meist Mitglieder der Katholischen Betriebsseelsorge der (Erz-)Bistümer Augsburg, Bamberg, München-Freising, Rottenburg-Stuttgart, Freiburg, Speyer und Mainz. Es bestehen Kontakte zu Spediteuren, Logistikern und Transporteuren. Die Mitglieder treffen sich regelmäßig zum Austausch und sind auf den Rastplätzen ihrer Region unterwegs. red

PESTGELÜBDE IN CORONA-ZEITEN

Neuer Anlauf in Oberammergau

Mit dem Haar- und Barterlass beginnen Vorbereitungen auf die Passionsspiele 2022

Der Bart ist ab, die Haare geschnitten – alles auf Anfang! Am Aschermittwoch 2019 stand Christian Stückl wie vorige Woche im Passionstheater, um den Haar- und Barterlass für die kommenden Passionsspiele zu verkünden. Die Haare wuchsen, Bärte sprossen, kurz vor Weihnachten begannen die Proben. Wenige Wochen später zogen dunkle Corona-Wolken auch über Oberammergau.

Am 19. März, mitten in den Proben, mussten Spielleiter und Bürgermeister mit Tränen in den Augen die Spiele 2020 absagen. Der Bart konnte wieder ab, der Start der 42. Passionsspiele wurde gleich um zwei Jahre verlegt: auf Mai 2022. Folglich hat mit diesem Aschermittwoch die neuerliche Vorbereitung begonnen – voller Hoffnung zwar, aber nicht mit letzter Gewissheit.

Der Gedanke, dass in gerade einmal 14 Monaten 800 Mitwirkende auf der Bühne und viereinhalb Tausend Zuschauer im Theater sein werden, kann den zur Zeit auf Abstand getrimmten Menschen fast utopisch erscheinen. Aber Spielleiter Christian Stückl ist bibelfest: Der Glaube versetzt Berge.

Den Haar- und Barterlass, also die Vorschrift, sich für die anderthalb



▲ Die Ankündigung der Passionsspiele ist in Oberammergau kaum zu übersehen.

Jahre bis zum Ende der Spielzeit weder Haare noch Bärte zu schneiden, ist nicht ganz so alt wie das Passionsspiel. Zwischen 1634 und dem Ende des 18. Jahrhunderts erlebte die Passion immer nur jeweils drei oder vier Aufführungen. Dafür hätte es sich nicht gelohnt, sich monatelang die Haare wachsen zu lassen. Man wusste sich anders zu helfen.

Um 1700 etwa weist die Abrechnung der Gemeinde sieben Gulden an den Bader für Perücken aus. Als

dann seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Zahl der Vorstellungen von rund 50 auf gut 100 in den vergangenen Jahrzehnten anwuchs, verkündeten Plakate und Ausrufer das Friseurverbot. In dieser Spielzeit hat es durch die Corona-Einschränkungen streng genommen schon zwei Monate früher gegriffen.

Die Anordnung hatte mitunter kuriose Folgen. So mokierte sich der Schriftsteller Lion Feuchtwanger 1910 bei einem Besuch in Oberammergau, im Dorf würden lauter Langhaarige herumlaufen. Und als 1950 Darsteller der Passionsspiele in einem Münchner Hotel übernachten wollten, wies man ihnen die Tür: nicht fein genug!

Anlässlich der Passion 1970 – kurz nach Beginn der 68er-Proteste – hatten es die Jugendlichen des oberbayerischen Dorfes schwer, ihren Unmut so zu äußern, wie dies junge Leute im ganzen Land taten: durch lange Haare. In Oberammergau nämlich trugen Enkel und Opa die gleiche Frisur. Ein Dorf voller Hippies, nennt das der damals neunjährige Stückl im Rückblick.

Auf die heutige Jugend des Dorfes ist der Spielleiter besonders stolz. Viele von ihnen wollen mitspielen und werden zum Zuge kommen. Die geplante Besetzung für 2022 weist das jüngste Durchschnittsalter überhaupt auf. Neben dem Enddreißiger Frederik Mayet, der den Jesus zum zweiten Mal spielen wird, ist der andere Christus-Darsteller Rochus Rückel erst 24.

Für die Auswahl einer so jungen Truppe nennt Stückl auch einen inhaltlichen Grund: Die histori-

schen Apostel waren ein eher junger Haufen – wohl kaum älter als Jesus selbst. Und so wird sich der Eindruck der Apostelschar in der Passion wohl deutlich von dem Bild unterscheiden, das ihre Statuen oder Bilder vermitteln – oder auch ein Blick in die Runde ihrer Nachfolger in der Bischofskonferenz.

Die Verantwortlichen in Oberammergau wollen die Jugend nicht nur auf der Bühne sehen, sondern auch im Zuschauerraum. Dem dienen die 2022 erstmals angebotenen Jugendtage eine Woche vor der Premiere. Man erwarte, heißt es, bis zu 9000 junge Leute zwischen 16 und 28 Jahren. Sie sollen mit der Welt der Passionsspiele vertraut gemacht werden.

Die jungen Besucher haben die Möglichkeit, sich mit den Darstellern über die gelebte Tradition sowie kulturelle und religiöse Aspekte des Spiels auszutauschen. Die Zwei- und Drei-Tagespakete, die die Eintrittskarte sowie eine Übernachtung mit Frühstück beinhalten, kosten zwischen 31 und 92 Euro.

Zeitgemäße Botschaft

Christian Stückl, im Hauptberuf Intendant des Münchner Volkstheaters, bringt die Passion zum vierten Mal auf die Bühne. Seit über 30 Jahren feilt er an den Texten und überlegt, wie er Christus und seine Botschaft zeitgemäß vermitteln kann: „Wir müssen die Geschichte von Jesus hochhalten, auf die Kirche hört bald keiner mehr“, befürchtet er.

Im Spiel will Stückl sich weniger den großen theologischen Fragen widmen, sondern einen Jesus zeigen, der an die Ränder der Gesellschaft geht, ein Freund der Zöllner und Huren. Trotz seiner fast 400 Jahre andauernden Tradition müsse das Passionsspiel auf die Fragen der heutigen Zeit reagieren, sagt der Regisseur. Die Kluft in der Gesellschaft wachse. Dem setzt er das Wort Jesu entgegen: Weh euch, ihr Reichen, selig die Armen.

Die Passionsspiele sind ein aufwendiges Projekt. Allein die Verschiebung belastet die Gemeindekasse mit neun Millionen Euro. Die Hotellerie hoffe auf Kredite im Blick auf die Einnahmen im nächsten Jahr, sagt Bürgermeister Andreas Rödl und gibt sich zuversichtlich: „Wenn's Impfen Fahrt aufnimmt, sollte die Premiere am 14. Mai sicher sein.“

Günther Grempp



Spielleiter Christian Stückl (links) und Bürgermeister Andreas Rödl präsentieren den Haar- und Barterlass.

ERSTE FAHRT VOR 85 JAHREN

Ein Friedensbote bringt den Tod

Rekordhalter LZ 129 „Hindenburg“: Größtes und schnellstes Luftschiff aller Zeiten



Foto: Imago/Zuma Wire

FRIEDRICHSHAFEN – Als „Künder deutschen Könnens“ feierte ihn die zeitgenössische Presse voller Pathos. Aber auch „völkerverbindender Friedensbote“ wurde er genannt. In die Annalen der Geschichte ging er dagegen durch sein bis heute rätselhaftes Ende ein, das 36 Menschen den Tod brachte. Vor 85 Jahren erhob sich

der Zeppelin LZ 129 „Hindenburg“ erstmals in die Lüfte.

Der (historisch seltener: die) „Hindenburg“, benannt nach dem 1934 verstorbenen Reichspräsidenten, ist das größte Fluggerät, das je von Menschen erbaut wurde. Doch Achtung: „Fliegen“ konnte er streng genommen gar nicht – dies ist in der

Luftfahrtsprache Objekten vorbehalten, die schwerer als Luft sind: Vögeln, Insekten, Flugzeugen. LZ 129 ist vielmehr „gefahren“.

Und das durchaus ausdauernd: In kaum mehr als einem Jahr legte der Zeppelin mehr als 300 000 Kilometer störungsfrei zurück. Mehr als 60 Mal überquerte er den Atlantik und stellte dabei neue Geschwindigkeitsrekorde auf. Vier Dieselmotoren beschleunigten das Schiff auf eine Marschgeschwindigkeit von rund 125 Stundenkilometern, während es 190 000 Kubikmeter Wasserstoff auf eine Reishöhe von mehreren hundert Metern steigen ließ.

Am 4. März 1936 erhob sich der noch namenlose LZ 129 zum ersten Mal von Friedrichshafen aus in die Lüfte: Die Werkstattfahrt führte drei Stunden lang über den Bodensee. Die Zeppelin-Führungsriege um Hugo Eckener war zufrieden und übergab das Luftschiff der konzern-eigenen Reederei. Der „Hindenburg“ sollte Europa und Amerika verbinden und der ganzen Welt den technischen Führungsanspruch Deutschlands deutlich machen.

Der „Stolz Nazi-Deutschlands“, wie er bisweilen genannt wird, war 245 Meter lang und mehr als 40 Meter hoch. Sein Volumen kommt dem der Titanic nahe. Er stellt damit auch alles in den Schatten, was im 21. Jahrhundert im Luftverkehr unterwegs ist. Die Innenausstattung des „Hindenburg“ war im nüchtern-schlichten Bauhaus-Stil der späten 1920er und frühen 1930er Jahre gehalten.

Der Zeppelin-Konzern in Friedrichshafen blickte zu diesem Zeitpunkt bereits auf mehrere Jahrzehnte des Luftschiffbaus zurück. Im Sommer 1900 hatte Ferdinand Graf von Zeppelin sein LZ 1 fertiggestellt. Es folgten Dutzende zivile und militärische Starrluftschiffe. Auch unter Zeppelins Nachfolger

Eckener blieb das Unternehmen der deutschen Politik stets verbunden – der demokratischen Weimarer Republik ebenso wie ab 1933 dem NS-Regime.

Dass die Politik auch für LZ 129 eine erhebliche Rolle spielen sollte, zeigte sich spätestens am 26. März 1936 deutlich. Gemeinsam mit dem Vorgängermodell LZ 127 „Graf Zeppelin“ brach der „Hindenburg“ zu einer von den weitgehend gleichgeschalteten Medien öffentlichkeitswirksam verfolgten „Deutschlandfahrt“ auf. Zigtausende Flugblätter regneten von Bord auf das Land herab und riefen zur Stimmabgabe für die NSDAP auf – als hätten die Deutschen eine echte Wahl gehabt.

Entzündlicher Wasserstoff

Gravierendere Auswirkungen als jene Propagandafahrt im Vorfeld der Reichstagswahl 1936 hatte eine andere politische Entwicklung: Der „Hindenburg“ sollte eigentlich mit Helium gefüllt sein. Da sich aber die USA, der einzige Lieferant des ungefährlichen Gases, weigerten, dem nationalsozialistisch regierten Deutschen Reich Helium zu verkaufen, musste Zeppelin auf den leicht entzündlichen Wasserstoff zurückgreifen.

Als sich LZ 129 am Abend des 6. Mai 1937 dem Ankermast auf der

Der Zeppelin im Museum

Wie beengt es an Bord von LZ 129 zuzug, lässt sich im Zeppelin-Museum Friedrichshafen nachfühlen. Im ehemaligen Hafengebäude der Bodenseestadt ist ein Teil des Fahrgastbereichs des „Hindenburg“ rekonstruiert. Eine schmale, steile Treppe führt aus der großen Ausstellungshalle mit all ihren historischen Werbetafeln, dem Zeppelin-Geschirr und den zeitgenössischen Zeitungsausschnitten in den Bauch des Schiffs.

Die Passagiere schliefen in spartanisch eingerichteten Kabinen in Doppelstockbetten und hatten nur in den großzügiger bemessenen Aufenthaltsbereichen mehr Luft. Dafür verfügte jede Kabine über ein in die Wand einklappbares Waschbecken aus Kunststoff mit Kalt- und Warmwasseranschluss. Mittels eines Schalters konnte das Personal gerufen werden.

Das Zeppelin-Museum lässt die Erinnerung nicht nur an die großen Starrluftschiffe der 1920er und 1930er Jahre aufleben. Auch die ersten Flugversuche mit zunächst unförmigen und später immer größer und stabiler werdenden Heißluftballons nehmen Raum ein. Und nicht zuletzt der Neubeginn der Zeppelin-Geschichte: der Zeppelin NT.

Seit mittlerweile mehr als 20 Jahren ist diese Neuentwicklung am Himmel



▲ Das Zeppelin-Museum Friedrichshafen. Foto: Fels

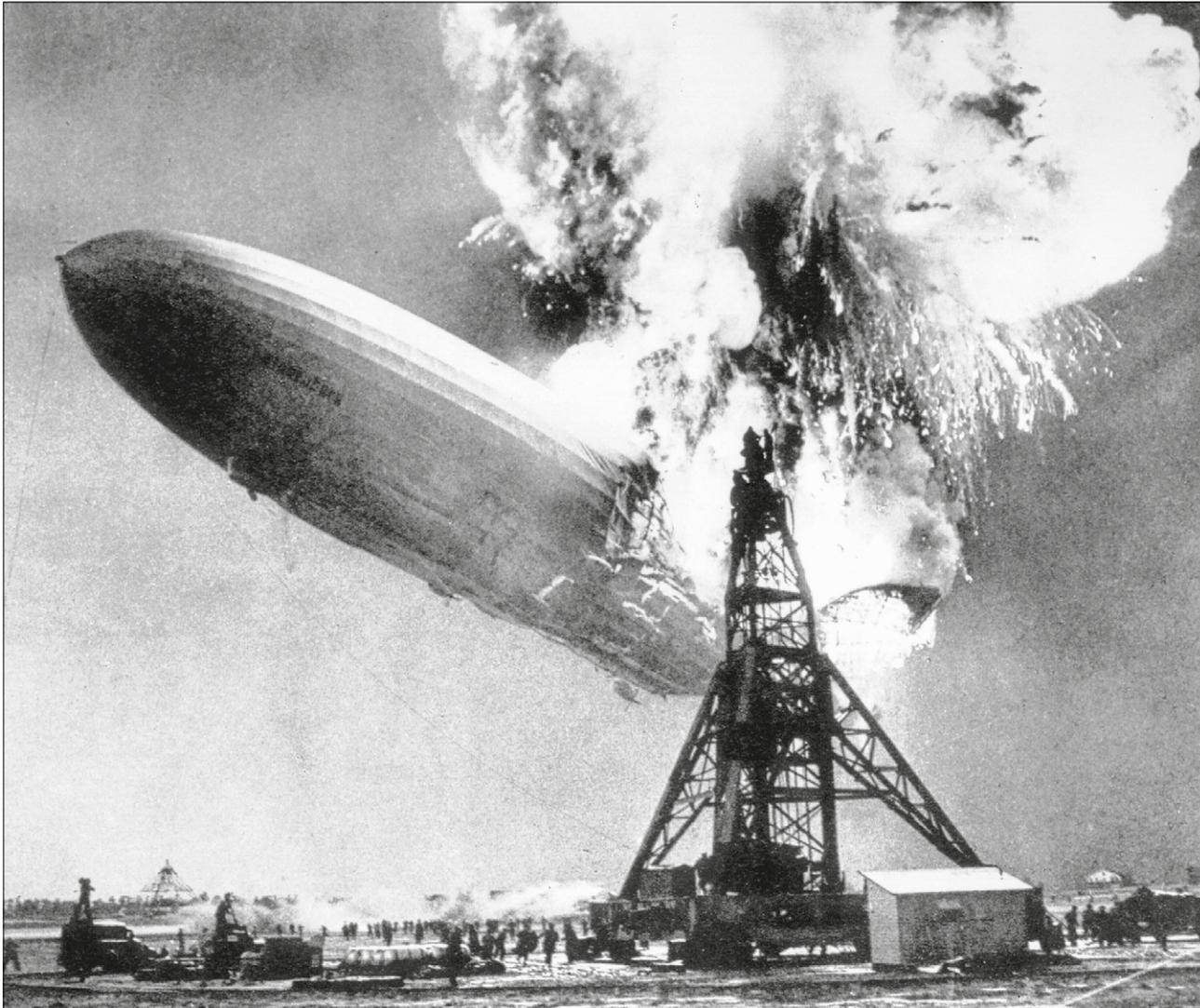
über dem Bodensee unterwegs. Anders als die einstigen Giganten der Lüfte ist der NT nur 75 Meter lang. Und er ist auch kein Starrluftschiff mit einem kompletten Skelett aus Trägern und Streben, sondern besitzt nur ein Teilskelett. Gefüllt ist er mit unbrennbarem Helium. tf

Information

Das Zeppelin-Museum Friedrichshafen ist wegen der Corona-Bestimmungen geschlossen. Informationen und digitale Angebote finden Sie unter www.zeppelin-museum.de.



► Für „eine schöne Reise nach Deutschland“ warb dieses Plakat in den 1930er Jahren. Ausgestellt ist es im Zeppelin-Museum in Friedrichshafen.



▲ Ein Bild, das um die Welt ging: LZ 129 brennt.

Foto: Imago/United Archives International

Marinebasis Lakehurst im US-Bundesstaat New Jersey näherte, schien alles auf eine Routine-Landung hinzudeuten. Zwar hatte das Schiff wegen ungünstiger Witterung mehrere Stunden Verspätung. Die Katastrophe aber konnte niemand erahnen: Im Heck des Schiffs brach urplötzlich ein Feuer aus. Der Wasserstoff brannte lichterloh, das Schiff stürzte ab und nach wenig mehr als einer Minute waren von LZ 129 nur rauchende Metallgerippe übrig.

Kommandant überlebt

13 der 36 Passagiere starben, außerdem 22 der 61 Besatzungsmitglieder und ein Mitglied der Bodencrew. Unter den Opfern war Kapitän Ernst Lehmann, der die Fahrt als Vertreter der Zeppelin-Geschäftsführung begleitet hatte. Er erlag am Tag danach seinen schweren Verletzungen. Max Pruss, der Kommandant von LZ 129, überlebte, blieb aber für sein Leben gezeichnet.

Die Katastrophe von Lakehurst war keineswegs das erste Luftschiff-Unglück und nicht einmal das mit den meisten Todesopfern – brannte sich aber tief in die kollektive Erinnerung ein. Dazu beigetragen hat, dass der „Hindenburg“ buchstäblich vor den Augen der Presse in Flammen aufging. Die eindringliche

Radioreportage des US-Journalisten Herbert Morrison, der das Unglück hautnah miterlebte, lässt noch heute schauern.

Weshalb LZ 129 in Brand geriet, konnte nie restlos aufgeklärt werden. Sowohl eine US-Kommission als auch ein von Reichsluftfahrtminister Hermann Göring eingesetzter Untersuchungsausschuss kamen zu

dem Schluss, dass wahrscheinlich eine elektrische Entladung in Verbindung mit einem Riss in der Hülle zur Entzündung geführt hatte. Bis heute sind gleichwohl die Stimmen nicht verstummt, die Sabotage oder Terror vermuten.

Eines jedenfalls ist klar: Mit der Katastrophe von Lakehurst kam die Luftschiffahrt, die sich gerade er-

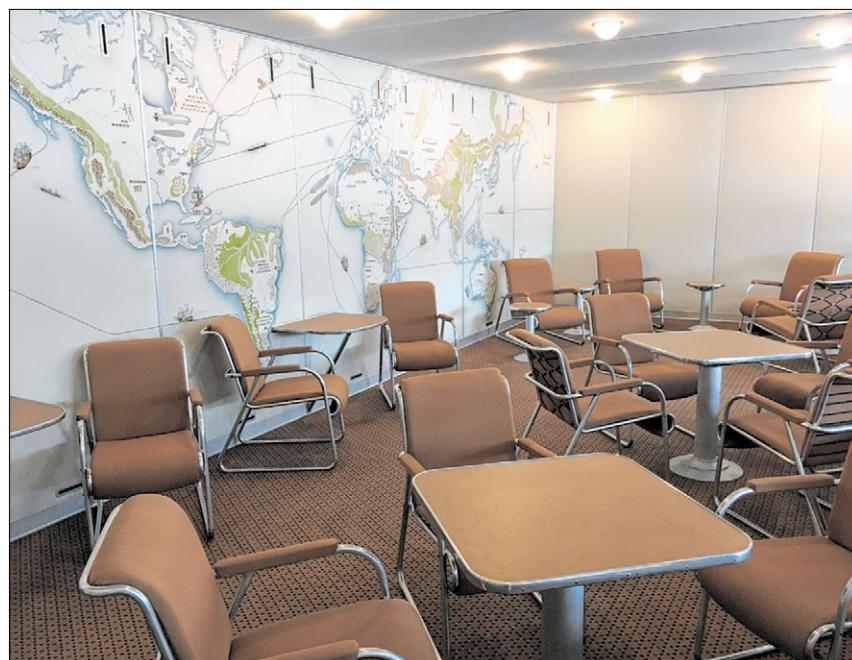
folgreich anschickte, die Kontinente schnell und vergleichsweise komfortabel zu verbinden, zu einem plötzlichen Ende. Zwar wurde der mit LZ 129 nahezu baugleiche LZ 130 „Graf Zeppelin II“ noch fertiggestellt, Transatlantik-Fahrten aber unternahm er keine mehr. 1940 wurde er auf Befehl Görings verschrottet.

Am Rande des Abgrunds

Nach der Katastrophe von Lakehurst, die jenen „völkerverbindenden Friedensboten“ LZ 129 zerstörte, neigte sich auch die Zeit des Friedens in Europa dem Ende zu – eine bittere Ironie der Geschichte. Bereits 1938, gerade einmal ein Jahr nach Lakehurst, stand die Welt während der eskalierenden Sudetenkrise am Rande des Abgrunds. 1939 entflammte sie vollends.

In den folgenden Jahrzehnten wurden die Luftschiffe als luxuriöse Vorläufer der modernen Flugzeuge verklärt. Dabei war selbst an Bord des Luftgiganten „Hindenburg“ der Platz für Passagiere und Mannschaft ziemlich knapp bemessen. Und zum kostengünstigen Verkehrsmittel für die Massen taugten die Zeppeline erst recht nicht: 400 US-Dollar kostete eine einfache Fahrt über den Ozean – heute wären das mehr als 6000 Euro.

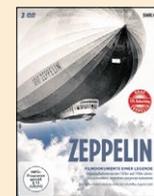
Thorsten Fels



▲ Nüchtern und schlicht: der Aufenthaltsbereich von LZ 129 – hier die Rekonstruktion im Zeppelin-Museum. Die Weltkarte an der Wand zeigt historische Pionierfahrten und Reiseverbindungen bis in die Entstehungszeit des Luftschiffs. Fotos: Fels (2)

Medientipp

Die Geschichte der Zeppeline ist auch eine Geschichte des Films. Nahezu von Anfang an begleiteten Kameras die deutschen Luftschiffe. „Zeppelin – Filmdokumente einer Legende“ versammelt Originalaufnahmen aus mehreren Jahrzehnten auf drei informativen DVDs. Die Box bietet 25 Dokumentar- und Werksfilme sowie private Aufnahmen: Von frühen Stummfilm-Fragmenten (1909) über den Jubiläumsfilm „25 Jahre Zeppelin-Luftschiff-Fahrt“ (1925), Filmberichte aus den 1920er und 30er Jahren bis hin zu Produktionen aus der Nachkriegszeit. Ergänzt werden die fast fünf Stunden Bewegtbild durch ein ausführliches Begleitheft mit Erläuterungen von Barbara Waibel, der Leiterin des Zeppelin-Firmenarchivs. Technik-



freunde werden an der Box ihre helle Freude haben! tf

„Zeppelin – Filmdokumente einer Legende“ ist bei

Absolut Medien erschienen (EAN: 9783898483896) und kostet im Handel rund 20-30 Euro.

Eine kleine Stadt für die Armen

Vor 500 Jahren stiftete Jakob Fugger die älteste bestehende Sozialsiedlung der Welt



▲ Die Fuggerei hat breite Gassen. Das war für die Zeit, in der sie errichtet wurde, außergewöhnlich. Fotos: Alt (3), gem

AUGSBURG – Die Fuggerei, eine der größten Touristenattraktionen in Augsburg, ist einzigartig. Es gab Vorbilder wie die Beginenhöfe in Flandern und Holland, aber keine Nachahmer, auch wenn nach Aussage der Fürstlich und Gräflisch Fuggerschen Stiftungen die Sozialsiedlung immer wieder mit dem Ziel besichtigt wurde, Anregungen zu gewinnen.

Jakob Fugger der Reiche (1459 bis 1525) verstand die Fuggerei freilich ausdrücklich als beispielgebend. Und das ist sie auch, denn die älteste noch bestehende Sozialsiedlung der

Welt erfüllt noch 500 Jahre, nachdem er sie – auch im Namen seiner Brüder Ulrich und Georg – gegründet hat, ihren Zweck.

Am 23. August 1521 unterzeichnete Jakob Fugger die Stiftungsurkunde. Das Jubiläum wollen die Fuggerschen Stiftungen, die Stadt und auch das Bistum Augsburg in diesem Jahr mit einem umfangreichen Programm feiern – wenn es denn die Corona-Lage zulässt.

Weniger bekannt ist, dass Fugger drei Stiftungen gleichzeitig auf den Weg brachte. Mit der Fuggerei wollte er armen oder von Armut bedrohten Augsburger Bürgern

helfen. In St. Anna stiftete er zum eigenen Gedenken eine Grablege und in St. Moritz eine Prädikatur, also einen anspruchsvollen Predigerdienst. Letzteres könnte bereits eine Maßnahme gegen eine zentrale protestantische Kritik an der Kirche gewesen sein.

Täglich ein Vaterunser

Fugger sorgte also umfassend für seinen Tod vor. In seinen Stiftungen kommt ein noch mittelalterliches Denken zum Tragen. Von den Bewohnern der Fuggerei verlangte er, dass sie täglich ein Vaterunser, ein Ave Maria und ein Credo für ihn beten. Damit hoffte er, seine Zeit im Fegefeuer verkürzen zu können. Aber er wich zugleich von ähnlichen Stiftungen seiner Zeit ab. Die Fuggerei war kein Seelhaus. Das waren klosterartige Einrichtungen, in denen die Begünstigten verpflichtet waren, täglich in regelmäßigen Abständen für den Stifter zu beten.

Die Fuggerei sollte dagegen in erster Linie ein Arbeitsort sein. Handwerker und Tagelöhner in prekärer Lage konnten hier weiter ihrem Beruf nachgehen. Im Idealfall sollten sie wirtschaftlich so weit auf die Beine kommen, dass sie ihre günstige Fuggerei-Wohnung nicht mehr brauchten.

Die Miete betrug einen rheinischen Gulden jährlich. Das entsprach dem Wochenlohn eines Handwerkers. Dafür wohnte man nicht schlecht: Zu einer Zeit, als viele Familien in Augsburg nur ein schäbiges Zimmer zur Verfügung hatten, konnte man sich hier auf immerhin 60 Quadratmetern ausbreiten.

Jede der 140 Wohnungen hat einen eigenen Zugang. Die Reihenhäuser – ein Bautyp, den Fugger aus Italien übernahm – sind großzügig mit für die Zeit breiten Gassen angelegt. Fleißig arbeiten und sich wohl betragen musste man aber schon. Darüber wacht bis heute ein Administrator. Ausdruck dafür ist zum Beispiel, dass die Fuggerei, eine kleine Stadt in der Stadt, täglich um 22 Uhr geschlossen wird.

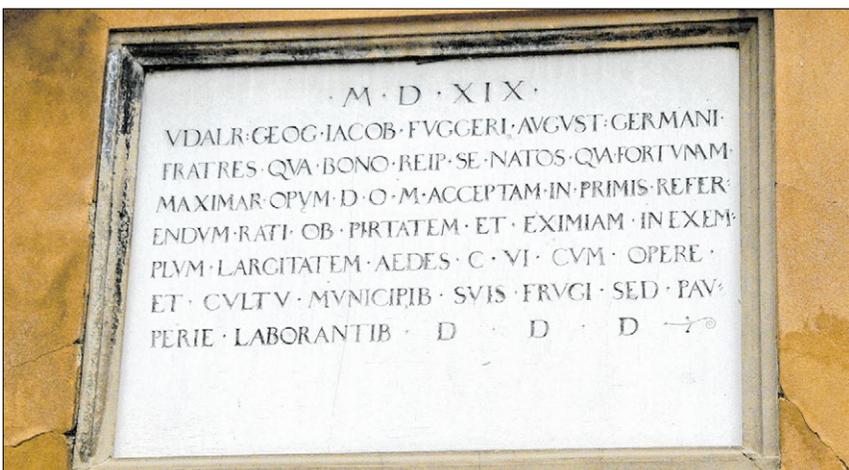
Jahresmiete: 88 Cent

Die Sprecherin der Fuggerschen Stiftungen, Astrid Gabler, resümiert, Jakob Fugger habe die Idee der Sozialsiedlung perfektioniert. Die meisten Regelungen gelten noch heute. Die symbolische Jahresmiete beträgt den Gegenwert eines Guldens, derzeit 88 Cent. Und obwohl sich Gesellschaft, Wirtschaft und soziale Sicherung in fünf Jahrhunderten völlig verändert haben, ist es noch immer attraktiv, in der Fuggerei zu leben. Ihre Funktion erfüllt sie bis heute, und die Fuggerschen Stiftungen hoffen, dass dies weitere 500 Jahre so bleibt.

Domkapitular und Diözesan-Caritasdirektor Andreas Magg, von 2013 bis 2019 Fuggerei-Pfarrer, findet die Siedlung idyllisch. Vom Lärm und Getriebe der umgebenden Stadt Augsburg merkt man hier nicht viel. Er empfand seine Arbeit „wie in einer Dorfkirche“ und wohnte auch selbst im Pfarrhaus der Fuggerei – , allerdings für eine marktgerechte Miete.

Das Amt des Fuggerei-Pfarrers wurde erst 1580 eingerichtet, als die Stadt weitgehend evangelisch-reformiert und die Fuggerei zu einer katholischen Enklave geworden war. Aktuell versieht es der Stadtpfarrer von St. Georg und St. Max, Jacek Wywich.

Magg hebt den Gemeinsinn der aktuellen Fuggerei-Bewohner hervor. Sie alle verbinde das Thema Armut – nicht zwingend nur materielle Armut. Gegenseitige Hilfe sei selbstverständlich, wie es in einer Großstadt sonst nicht üblich sei.



▲ Eine historische Inschrift in der Fuggerei besagt, dass die Sozialsiedlung beispielgebend („in exemplum“) sein soll.



▲ Jakob Fugger der Reiche, um 1519 porträtiert von Albrecht Dürer. Das Bild befindet sich in der Staatsgalerie Altdenische Meister in Augsburg.

Aus Sicht der Caritas ist ihm besonders wichtig, dass hier Bedürftige nicht mit einem Almosen abgespeist werden, sondern selbstbestimmt und in Würde leben können oder dazu wieder befähigt werden.

Was genau Jakob Fugger bewogen hat, die Fuggerei zu gründen, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden. Abgesehen von der Stiftungsurkunde und den Inschriften an den Toren der Fuggerei existieren keine Quellen. Die Sorge um sein Seelenheil hat zweifellos eine Rolle gespielt.

Aber hatte er wegen seines Reichtums ein schlechtes Gewissen? Martin Luther hat ihn dafür kritisiert, aber der wissenschaftliche Leiter des Fuggerschen Familien- und Stiftungsarchivs, Historiker Dietmar Schiersner, hält ihn für selbstbewusst genug, dass er sich davon nicht beirren ließ.

Wollte er wirklich etwas gegen die Armut in seiner Stadt tun? Es wurde jedenfalls laut Schiersner zwischen unverschuldeter Armut und einer Not aus Faulheit unterschieden. Denn durch Betteln konnte man unter Umständen mehr einnehmen als durch Lohnarbeit. Fugger woll-

te wohl von seinem durch göttliche Gunst erlangten Reichtum etwas zurückgeben – eine Spendenmentalität, die man heute noch etwa in den USA findet – und für seine Vaterstadt Ehre einlegen.

Dass die Fuggerei Bestand hat, führt Schiersner darauf zurück, dass hier bereits der moderne Individualismus zum Ausdruck kommt. Jeder hat seine eigene Wohnung. So kann die Siedlung auch heute noch genutzt werden.

Die geplanten Jubiläumsfeiern stehen derzeit unter dem Vorbehalt der Corona-Pandemie. Vorgesehen ist aber einiges. Die Fuggerschen Stiftungen wollen unter dem Motto „Next 500 – From 1521 to future“ die Zukunft der Fuggerei in den Blick nehmen. In einem Pavillon auf dem Augsburger Rathausplatz soll ab 23. August fünf Wochen lang über mögliche Weiterentwicklungen dieser Idee nachgedacht werden.

Das Historische Museum in der Fuggerei soll Ende April eröffnet und neue Führungen, unterstützt durch eine App, sollen angeboten werden. Außerdem sind Veranstaltungen wie das Fugger-Forum, ein Festival Alte Musik und eine medienhistorische Tagung geplant.

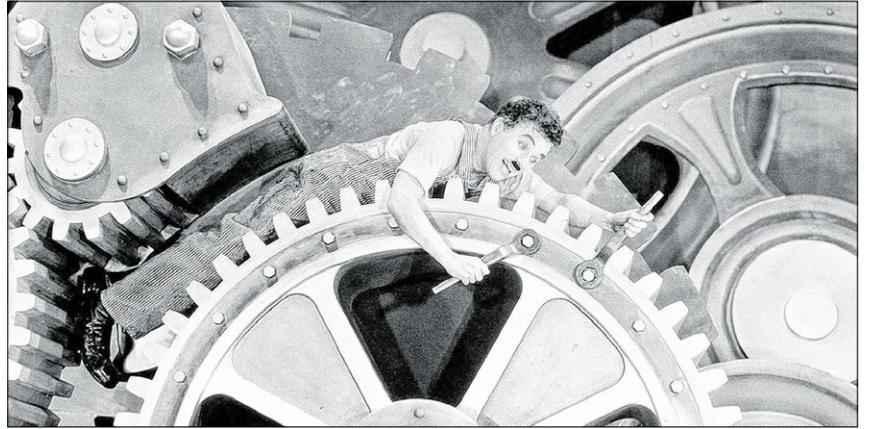
Festakt im Rathaus

Im Maximilianmuseum soll am 27. August die Ausstellung „Stiften gehen! Wie man aus der Not eine Tugend macht“ beginnen. Sie beleuchtet die Umstände der Fuggerei-Stiftung und ist begleitet von einem Festakt im Goldenen Saal des Rathauses.

Im Diözesanmuseum haben Vorbereitungen für eine Ausstellung zum Jahr 1521 begonnen. Es war das Jahr der Reichsacht über Martin Luther und des Beginns seiner Bibelübersetzung auf der Wartburg sowie das Jahr der Magellanschen Weltumsegelung. *Andreas Alt*



▲ Die Fuggerei ist eine kleine Stadt in der Stadt. Um 22 Uhr wird sie geschlossen.



▲ Arbeiter Charlie (Charlie Chaplin) gerät zwischen die Räder der Industrieproduktion – eine Schlüsselszene in „Moderne Zeiten“. Foto: Studiocanal/Arthaus

FILMTIPP: „MODERNE ZEITEN“

Stumme Mahnung

Charlie Chaplins komische Kritik am Kapitalismus

1936 war die Zeit des Stummfilms eigentlich vorbei. Kaum jemand vermisste das theatralische Pantomimen-Spiel der filmischen Pionierzeit. Kino definierte sich über Ton, Musik und gesprochene Sprache. Trotzdem lief im Februar 1936 ein Film in den US-Kinos an, der weit mehr Stummfilm war, als in jenem Jahr zu erwarten – ein Kunstkniff, hinter dem mehr steckte als pure Nostalgie.

Ausgerechnet „Modern Times“ ist Charlie Chaplins schwarzweißes Meisterwerk überschrieben: Moderne Zeiten. Dabei gibt sich die Produktion als solche alles andere als modern. Gesprochenen Dialog gibt es kaum – und wenn, dann praktisch nur mittels technischer Apparate: Lautsprecherdurchsagen, Botschaften am Bildschirm, Grammofone. Dazu kommt die für Stummfilme typische übertriebene Gestik.

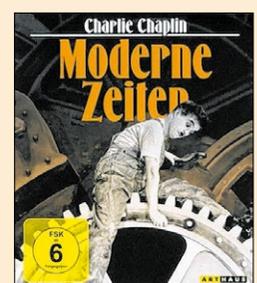
Von der damaligen Warte aus modern ist aber, was der Film zeigt: die unerbitliche, wenn auch grotesk überzeichnete Wirklichkeit in amerikanischen Fabriken der 1930er Jahre – anonyme Massenfertigung, Schuferei am Fließband, „Zeit ist Geld“ und Bosse, die ihren Arbeitern nur dann eine kleine Wohltat gönnen, wenn sie die Effizienz der Produktion erhöht.

Dieser „Moderne“ stellt Chaplin – Produzent, Regisseur, Drehbuchautor und Hauptdarsteller in einem – seine bis heute bekannte Kunstfigur gegenüber: den Tramp. Aus dem Stummfilm-Vagabunden mit der übergroßen Hose und der schwarzen Melone auf dem Kopf wird in „Moderne Zeiten“ ein einfacher, machtloser Fabrikarbeiter, überfordert von der Geschwindigkeit des Fließbands und den Anforderungen der Massenproduktion.

Arbeiter Charlie gerät buchstäblich unter die Räder der modernen Industrie. Geradezu legendär ist die Szene, in der er von einer der gigantischen Maschinen verschluckt, durchgeknetet und rückwärts wieder ausgespuckt wird. Bildgewaltiger hätte der Komiker mit dem „Hitler-Bärtchen“ seine Kritik an den Abgründen des US-amerikanischen Industrie-Kapitalismus kaum verpacken können.

Heute ist „Moderne Zeiten“ naheliegenderweise etwas angestaubt. Die Botschaft aber kommt noch immer an. Sie fand auch 1936 ihre Adressaten – wenn auch nicht so, wie der Filmmacher es vielleicht beabsichtigt hat: Chaplin galt fortan als Sympathisant des Kommunismus. Wohl zu Unrecht! Er selbst sagte einmal, er wolle unterhalten, nicht Politik machen. Unterhaltsam jedenfalls ist sein Plädoyer für mehr Menschlichkeit in der Arbeitswelt auch heute noch. *Thorsten Fels*

Verlosung



„Moderne Zeiten“ ist bei Arthaus auf DVD (4006680052489) und Blu-ray (4006680052540) erschienen. Wir verlosen drei Blu-rays. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis 10. März eine E-Mail an: nachrichten@suv.de (Betreff: Charlie Chaplin).

11 „So? Meinst du? Was sagt denn seine Familie dazu?“, hakte die Mutter nach. „Weiß ich nicht. Ich kenne sie noch nicht“, musste Lotte zugeben. Die Mutter schüttelte noch einmal den Kopf. „Das kann ja heiter werden. Mir ist angst und bang, wenn ich daran nur denke.“

Die Sonne schien strahlend hell vom Himmel, die Vögel zwitscherten laut ihr Morgenkonzert und Toni wankte halb im Schlaf, mit Mühe die Augen offen haltend, zur Stallarbeit. Er stolperte unachtsam über einen Kübel, der laut scheppernd umfiel. Eine kleine Lache Milch breitete sich aus.

„Jessas, was machst du denn, Bua! Schüttet er mir die ganze Katzenmilch aus!“, schimpfte seine Mam. „Tschuldige, Mam. Der blöde Kübel ist mir aber auch wirklich mitten im Weg gestanden.“

„Wenn du deine Augen richtig offen hättest, dann tätest auch sehen, wo du hintrittst. Herrschaftszeiten, Bua, seit Wochen bist du bald jeden Tag bis spät in die Nacht unterwegs. Das muss aber wieder anders werden, das sag ich dir, sonst rumpeln wir noch einmal gehörig zusammen, wir zwei!“, drohte sie ernsthaft, bevor sie sich abwandte und mit dem Melken begann.

„Was träbst du bloß allerweil in der letzten Zeit?“, wollte auch sein Vater unwirsch wissen. „Ach, mein Gott ...“, stotterte Toni, der es angesichts der angespannten Lage im Moment nicht ratsam fand, von Lotte zu erzählen.

„Heut' wird die obere Wiese gemäht und der Heuwender repariert, und nix ist es mit Herumstrawanzeln, gelt!“ „Ja, ja, Babb, ist schon klar“, versprach Toni folgsam. „Ich versteh gar nicht, warum ihr so einen Zirkus macht, wenn ich einmal länger ausbleib. Beim Robert ist das Dauerzustand“, beschwerte er sich dennoch. „Dem musst du ja nicht unbedingt naheifern, nicht wahr?“, antwortete ihm der Vater und ging ebenfalls zum Melken.

Toni ließ erleichtert die Schultern fallen. Er stützte sich für einige Momente auf die Gabel und schaute den Kühen zu, wie sie das Futter in sich hineinschlängen. Die große gelbe Kuh hatte mit ihrem breiten Maul einen richtigen Vorratshaufen neben sich angelegt. Toni nahm die Gabel und verteilte das Futter neu, damit auch ihre Nachbarin nicht zu kurz kam. Dann stellte er die Gabel an seinen Platz und machte sich auf, das Gras für die Jungtiere zu holen.

Die Mutter rief ihm nach: „Schlaf mir bloß nicht ein auf dem Bulldog!“ „Ach wo!“, brummte er unwirsch. Er schlief auch wirklich nicht, während er das Gras mäh-



Lottes Mutter mag Toni sofort. Allerdings macht sie sich große Sorgen um die Zukunft ihrer Tochter. Ausgerechnet in einen Bauern musste sich das Mädchel verlieben! Wie soll das funktionieren? Lotte ist sich dagegen sicher, dass sich eine Lösung finden wird. Vielleicht kann jeder einfach bei seinem Beruf bleiben?

te und auf den Ladewagen lud. Er träumte von Lotte. Da es aber weder ihm noch Lotte genügte, voneinander zu träumen, sahen sie sich so oft wie möglich, trafen sich jeden Abend und an den Wochenenden auch tagsüber.

Tonis Familie hatte natürlich schon bald den Verdacht, es könnte ein Mädchen dahinter stecken, und machte so einige sarkastisch-spöttische Bemerkungen in dem Bemühen, herauszufinden, wer seine „Thusnel-da“ sei und was so faszinierend an ihr wäre, dass er keine freie Minute mehr zu Hause verbrachte. Und warum er sich diesen komischen Bart wachsen ließe? „Ohne dieses Gestrüpp im Gesicht hast du mir besser gefallen!“, klagte seine Mam.

Toni hielt sich zurück, äußerte nicht viel zu den Bemerkungen, lächelte nur und meinte, sie sollten nicht gar so neugierig sein. Nicht einmal sich selber gegenüber gab er zu, dass er im Grunde genommen einen ausgesprochenen Bammel davor hatte, Lotte seiner Familie vorzustellen. Er war sich durchaus klar darüber, dass seine Eltern auf eine Städterin nicht unbedingt positiv reagieren würden.

Dagegen fühlte er sich bei Lotte buchstäblich pudelwohl. Ihre Mutter behandelte ihn sehr nett, wie ein Familienmitglied, wie den Sohn, den sie sich gewünscht, aber nie bekommen hatte. „Ich hätte liebend gern mehr Kinder gehabt, aber meine Ehe ist ziemlich schnell in die Brüche gegangen“, erklärte sie Toni, als er ihr half, die Einkäufe in die Wohnung zu tragen. Dass ihm Lot-

te einen Wohnungsschlüssel geben wollte, an den Gedanken musste sie sich trotzdem erst gewöhnen. Aber schließlich gab sie nach.

„Also schön, dann gibst du ihm den Schlüssel. Gegen die Liebe ist eben kein Kraut gewachsen. Ich hoffe bloß ...“ Sie verstummte und überlegte, dass es vielleicht unklug wäre, ihre Befürchtungen laut auszusprechen. „Ich hoffe, er ist der Richtige für immer und ewig, wie du es dir vorstellst, Lotte“, vollendete sie ihren Satz.

Als Lotte mit dem Schlüssel davonlief, sah sie ihr recht bekümmert nach. Er war ja ein wirklich lieber Kerl, der Toni – wenn er nur nicht ausgerechnet Bauer wäre! Eine große Familie, mit der eine junge Frau, die da einheiratet, erst einmal zurechtkommen müsste und noch dazu, wo es den Bauern finanziell derartig schlecht ging, dass sie alle um das Überleben kämpfen mussten. Nein, da hatte sie sich als Schwiegersohn einen anderen, eine bessere Zukunft für Lotte erträumt.

Aber sie war klug genug, dies für sich zu behalten und nicht gegen Toni anzugehen, denn wie sie Lotte kannte, hätte es nichts genutzt. Und als sie nach und nach feststellte, wie gut sich die beiden jungen Leute verstanden, tröstete sie sich damit, dass die persönliche Beziehung zwischen zwei Leuten wichtiger sei als Gut und Geld.

Mit der Zeit war Toni bei Lotte in der Wohnung genauso zu Hause wie auf dem elterlichen Hof. Dort arbeitete er, aber seine gesamte Freizeit und die halben Nächte verbrachte

er, sehr zum Missvergnügen seiner Familie, in der Stadt.

Eines Tages fuhr er gar erst morgens um fünf, als er zur Stallarbeit gebraucht wurde, auf den Hof. Er schlüpfte eilig in die blaue Arbeitskluft und machte sich pfeifend und gut gelaunt an die Fütterung. „Ah, da schau her, unser Herr Sohn ist auch wieder da!“, stellte sein Vater grollend fest. „Wie ist das jetzt überhaupt mit dir? Bist du noch bei uns daheim oder inzwischen woanders?“

„Natürlich bin ich hier daheim. Ich bin alle Tage da, oder?“ „Da haben wir ja Glück. Gestern Abend hat der Graf vom Kieswerk angerufen, er braucht dich heute den ganzen Tag als Aushilfsfahrer für einen Lkw und wir haben nicht einmal gewusst, wo du dich herumtreibst!“ „Ach? Soll ich zurückrufen?“ „Nein. Ich hab gesagt, du kommst.“ „Na, dann ist ja alles paletti.“ Toni warf mit Schwung einige Heubüschel vom Heuboden herab.

Verschlafen tappte Robert auf Toni zu, gähnte. „Da bist du ja. Und ich bin aus dem Bett geschmissen worden, weil die Mutter gemeint hat, du kommst heute nicht rechtzeitig heim.“ „Schmarrn. Zu meiner Arbeit bin ich immer rechtzeitig da.“ „Gut zu wissen. Dann bleibe ich in Zukunft länger liegen. Schließlich muss ich momentan jeden Abend Überstunden machen. Da brauche ich die Bauernarbeit nicht auch noch.“

Er gähnte erneut herzhaft, lehnte sich an das Stalltor, rieb sich die Augen und schaute in den klaren Sommermorgen. „He, wem gehört denn das Auto dort hinter dem Wagen?“ Auch der Vater wurde aufmerksam, machte ein paar Schritte, um den roten Kleinwagen besser zu sehen. Es war ein rotes Auto, wie Tonis, aber eben doch nicht seiner. „Tatsächlich, ein fremdes Auto. Bist du mit dem gekommen, Toni?“

„Ja.“ „Und? Hast einen Unfall gebaut? Ist dein Auto kaputt?“ „Nein. Ich muss an dem“, sein Kinn deutete auf das fremde Auto, „was richten. Ein paar Löcher im Auspuff zuschweißen, das ist alles.“ „So! Und wem gehört dieses Auto?“, wollte der Vater wissen. Toni holte ganz tief Luft und antwortete dann mit bemühtem Gleichmut: „Meiner zukünftigen Schwiegermutter.“

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9



Hör- und sehbehindert mit Maske

Schwerhörige achten im Gespräch auf die Lippen – Was tun bei Mundschutzpflicht?

Immer schön die Maske aufbehalten! So schärft man es sich selbst seit Monaten immer wieder ein. Auch dort, wo man diese Regel früher nicht so streng gesehen hat, zum Beispiel beim Schwätzchen zu zweit nach dem Gottesdienst, lassen alle die Maske auf. Für Menschen mit einer Hörbehinderung, die im Gespräch gewöhnlich auf die Mundbewegungen ihres Gegenübers achten, kann der Mund-Nasen-Schutz allerdings zum Kommunikationshindernis werden.

Wenn Bernd Schneider einkaufen geht und eine Frage hat, weiß er sich zu helfen. „Ich bitte meinen Gesprächspartner, die Maske abzunehmen, und habe damit überwiegend positive Erfahrungen gemacht“, berichtet er. Der 54-Jährige ist schwerhörig, eigentlich fast taub. „Für sehr einfache Themen ist das Ablesen von den Lippen ausreichend, und notfalls kann man sich schriftlich per Zettel und Stift verständigen.“

Über seine Rechte als Mensch mit einer Hörbehinderung ist Schneider bestens informiert. „Nach der Bayerischen Infektionsschutzmaßnahmenverordnung darf die Mund-Nasen-Bedeckung abgenommen werden, um mit Hörbehinderten zu kommunizieren“, erklärt er. „Leider ist das nicht allen bekannt.“ Schneider muss sich gut auskennen. Als Vorsitzender des Landesverbands Bayern der Gehörlosen e.V. vertritt er deren Interessen und Belange in der Gesellschaft.

Dass von einer solchen Behinderung Betroffene das „Mundbild“ für die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht brauchen, ist für jeden nachvollziehbar. Doch ist der Blick auf die Lippenbewegungen nicht al-



▲ Sich mit Maske zu verständigen, zum Beispiel an der Kasse im Supermarkt, ist oft auch für Hörende nicht einfach. Für Menschen mit einer Hörbehinderung kann es unmöglich sein, ihr Gegenüber zu verstehen. Foto: Imago/Eibner Europa

les. „Man kann nur ein Drittel der Laute von den Lippen ablesen“, betont Schneider. Der Rest muss aus dem Zusammenhang erschlossen werden. Schwierig wird es, wenn Hörbehinderte angesprochen werden – durch einen Mundschutz hindurch. Dann nämlich bekommen sie oft gar nicht mit, dass jemand etwas von ihnen will.

Durchsichtig war hilfreich

„Bis vor ein paar Monaten waren auch noch die ‚Face Shields‘ erlaubt“, erinnert Angelika Sterr. Die Gemeindefereferentin arbeitet in München als Seelsorgerin für gehörlose, schwerhörige und taubblinde Menschen. Die durchsichtigen Masken waren, wie sie es erlebt hat, für Menschen mit einer Hörbehin-

derung eine große Hilfe. „Dass die jetzt weggefallen sind, ist schwierig“, sagt sie.

Und das besonders für Senioren. Viele von ihnen „haben nämlich schon von klein auf gelernt, auf das Mundbild zu achten und sind dann sehr darauf fixiert“, erklärt Sterr. „Wenn man mit ihnen gebärdet, ist es für sie schwierig, das zu verstehen. Bei den Jüngeren ist es, glaube ich, anders, weil die gewohnt sind, mit den Händen zu sprechen.“

Insgesamt haben sich seit Beginn der Corona-Krise für Gehörlose schon einige Dinge verbessert, erzählt die Seelsorgerin. „Am Anfang der Pandemie waren ja Gehörlose ganz ausgeschlossen. Da hat sich sehr schnell gezeigt, dass man Menschen mit Behinderung – auch andere – vollkommen vergisst.“ Des-

wegen habe es einen „ziemlichen Aufruhr in der Gehörlosengemeinschaft“ gegeben, die Gebärdensprachdolmetscher einforderte.

Dem ist man nun in vielen Einrichtungen und Medien nachgekommen – auch in den Kirchen. In München „wird jetzt jeder Gottesdienst am Sonntag aus dem Dom um 10 Uhr in Gebärdensprache gedolmetscht“, berichtet Sterr. „Das ist aber nur ein Angebot für Leute, die Internetzugang haben. Und eigentlich braucht man einen sehr großen Fernseher um das wirklich wahrnehmen zu können, weil die Dolmetschereinblendung leider sehr klein ist.“

Die Predigt im Vollbild

Die regelmäßigen Gottesdienste für die Gehörlosen in München sind in der Regel Wortgottesfeiern, denen dann Gemeindefereferentin Angelika Sterr vorsteht. „Das heißt, wenn ich gebärde, bin ich im Vollbild zu sehen. Damit kann man es auch auf dem Handy anschauen.“ Ein Angebot, das von der Gemeinde dankbar angenommen wird.

Bernd Schneider erzählt, er sei zuletzt immer wieder mit Mundschutz im Gehörlosen-Gottesdienst gewesen. „Es ist super, dass es Gottesdienste im Internet mit Gebärdensprache gibt. Aber sie müssten – für die Senioren ohne Internet – unbedingt auch im Fernsehen zu sehen sein! Das wäre ein wichtiger Schritt in Richtung Teilhabe“, findet der Verbandsvorsitzende. Ulrich Schwab



◀ Gehörlose beten gemeinsam während eines Gottesdienstes.

▶ Seelsorgerin Angelika Sterr gebärdet vor der Gemeinde.

Fotos: KNA, Gehörlosen-seelsorge



Europäische Geschichte erfahren

„Iron Curtain Trail“: Über den Todesstreifen wächst Gras – aber Narben bleiben

Vor 75 Jahren senkte sich der „Eiserne Vorhang“, der jahrzehntelang den Osten vom Westen Europas trennte. Heute sind Radfahrer anstelle von Hundeführern und Soldaten auf dem „Iron Curtain Trail“ unterwegs.

Wald, Wald und nochmals Wald. Kilometerlang führt die Piste durch menschenleere Wildnis im Süden Tschechiens – bis sich eine Lichtung mit Weiher auftut und der Radfahrer mittendrin im Dickicht der europäischen Geschichte steckt. Ein paar Fundamente, dazu eine wiedererrichtete Kapelle samt Statue des heiligen Nepomuk, dessen Blick ins Nirgendwo schweift: Mehr ist nicht geblieben von Neumühl, einer Gründung des Hochmittelalters.

Hermetisch abgeriegelt

Das endgültige Ende kam im Jahr 1953, als das Dorf dem Erdboden gleichgemacht wurde. Der Grund dafür findet sich ein paar Meter weiter: Reste der Befestigungen, die bis 1989 die damalige Tschechoslowakei von Österreich trennten. Das Umland von Neumühl wurde zum hermetisch abgeriegelten Sperrgebiet. „Pozor“ (Achtung!) warnt ein Schild in immer noch grellroten Buchstaben.

Die kommunistische Sowjetunion, im Zweiten Weltkrieg noch Partner der USA, Großbritanniens und Frankreichs im Kampf gegen Deutschland und seine Verbündeten, machte nach dem Sieg über die Nationalsozialisten dicht. Von einem „Eisernen Vorhang“, der sich über den Osten Europas senkte,



▲ Entlang des „Iron Curtain Trails“ gibt es viel zu bestaunen, darunter das Barockschloss Vranov nad Dyji (FRAIN an der Thaya).

sprach der britische Politiker Winston Churchill am 5. März 1946, vor 75 Jahren (siehe Kasten rechts).

Erst der Zusammenbruch des Warschauer Pakts vor gut drei Jahrzehnten brachte das Ende für Selbstschussanlagen, Hundegräben und Stacheldraht. Schätzungsweise 800 Opfer forderte das drakonische Grenzregime allein am

Todesstreifen zwischen Österreich und der Tschechoslowakei. An der deutsch-deutschen Grenze starben laut einer 2017 vorgestellten Studie 327 Menschen – viele davon bei dem Versuch, in den sogenannten freien Westen zu gelangen.

Längst ist über die einst gefürchteten Grenzanlagen Gras gewachsen. Die Erinnerung an diesen

dramatischen Teil von Europas Geschichte droht im Trubel der Gegenwart unterzugehen. Der europäische Fernradweg EuroVelo 13 will daran etwas ändern. Auf dem „Iron Curtain Trail“ können Touristen dem Verlauf der über 10000 Kilometer langen Grenze folgen, die den Kontinent zwischen Barentssee und Schwarzem Meer teilte.



▲ Ein Teil des „Eisernen Vorhangs“ an der Grenze zwischen Österreich und Tschechien in Haugschlag. Rechts: die Synagoge von Mikulov (Nikolsburg).



Als „Vater“ des Wegs gilt Michael Cramer, bis Mai 2019 Grünen-Europaabgeordneter. Der Bau der Berliner Mauer hat ihn als Jugendlicher geprägt. „Die ersten Fotos meines Lebens habe ich am Ende der Bernauer Straße gemacht.“ Da, wo 1961 plötzlich nichts mehr weiterging. Als Grund für sein Engagement führt Cramer ein Zitat von Wilhelm von Humboldt an: „Nur wer seine Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft.“

Getränkt mit Geschichte

Der Boden links und rechts des „Iron Curtain Trails“ ist mit Geschichte und Geschichten getränkt. Im Barockschloss von Vranov nad Dyji (Frain an der Thaya) etwa verdiente sich Johann Bernhard Fischer von Erlach seine ersten Sporen als Hofarchitekt. Später baute er unter anderem die Wiener Borromäus-Kirche und lieferte einen Idealplan für die kaiserliche Residenz in Schönbrunn.

Ein paar Kilometer weiter östlich liegt Znojmo (Znaim). Dort seg-



▲ Auf dem „Iron Curtain Trail“ können Radfahrer dem Verlauf der über 10 000 Kilometer langen Grenze folgen. Fotos: KNA

nete der römisch-deutsche Kaiser Sigismund im Dezember 1437 das Zeitliche – nachdem er zuvor noch den Ablauf seiner Totenfeier festgelegt hatte. Mit ihm verabschiede-

ten sich zugleich die Luxemburger von der Kaiserwürde. Es übernahmen die Habsburger, die sich nach dem Ende des Heiligen Römischen Reichs Anfang des 19. Jahrhunderts

ganz auf die Regentschaft in Österreich und Ungarn verlegen konnten.

Ein Hauch von k.u.k.-Nostalgie weht immer noch durch Mikulov (Nikolsburg), dem letzten Etappenziel auf diesem Teilstück des „Iron Curtain Trails“. Cafés und Weinelokale säumen den zentralen Platz der Altstadt; als Kulisse dient die imposante Gruftkirche der Fürsten von Dietrichstein zu Nikolsburg.

Es bleiben Lücken

Etwas weiter bergauf liegt der Jüdische Friedhof mit rund 4000 Grabsteinen, die sich auf rund 20 000 Quadratmeter verteilen. Die meisten jüdischen Einwohner starben im Holocaust. Die deutschsprachigen Bewohner – nicht wenige von ihnen Anhänger Adolf Hitlers – mussten nach 1945 ihre Häuser verlassen.

Es bleiben Lücken in Mikulov. Genauso wie an der Stelle, wo einst das Dorf Neumühl stand. „Es ist nur eine Leere in der Landschaft und im Gedächtnis der Menschen geblieben“, hält dort eine Informationstafel lakonisch fest. *Joachim Heinz*

Vor 75 Jahren: Churchills Rede über den „Eisernen Vorhang“

„Kein Vorhang – sei er aus Gold, Silber oder Eisen – darf uns voneinander trennen“, forderte der tschechische Theologe Josef Hromadka 1948. Ein frommer Wunsch: Der „Eiserne Vorhang“ teilte Europa über Jahrzehnte.

Mit launigen Bemerkungen hatte Winston Churchill sein Publikum in Fulton im US-Bundesstaat Missouri für sich eingenommen. Dann wurde es ernst. „Ein Schatten ist auf die Erde gefallen, die erst vor kurzem durch den Sieg der Alliierten hell erleuchtet worden ist“, sagte der britische Politiker kaum ein Jahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Niemand wisse, was „Sowjetrußland“ und Stalin im Schilde führten.

Aber offensichtlich versuche Moskau, Teile Europas unter seine Kontrolle zu bringen: „Von Stettin an der Ostsee bis hinunter nach Triest an der Adria ist ein ‚Eiserner Vorhang‘ über den Kontinent gezogen.“ Bis zum Zusammenbruch des Ostblocks 1989 prägte dieses Bild die Wahrnehmung einer ganzen Epoche. Ganz konkret trennte der „iron curtain“ in Form einer mit Mauern und Selbstschussanlagen hochgesicherten Grenze den kommunistischen Teil Europas vom Rest des Kontinents.

Als „privater Besucher“ hielt Churchill vor 75 Jahren, am 5. März 1946, seine Rede in Fulton. Im Sommer 1945 hatte er das Amt des britischen Premiers abgeben müssen. Ein politisches Schwerkrieg blieb der 71-jährige gleich-

wohl. Das zeigte auch die Tatsache, dass US-Präsident Harry S. Truman ihn in Fulton willkommen hieß.

Mit Trumans Amtsvorgänger Franklin D. Roosevelt und Josef Stalin hatte Churchill auf der Konferenz von Jalta vom 4. bis 11. Februar 1945 die Sphären der Alliierten in Europa abgesteckt. Schon damals war von einem „Eisernen Vorhang“ die Rede – bei den deutschen Kriegsgegnern.

Am 18. Februar 1945 warnte die NS-Wochenzeitung „Das Reich“ vor den Folgen von Jalta. Autor Max Walter Clauss schrieb, die „Moskauer Regisseure“ planten darüber hinaus schon „den nächsten Akt kommunistischer Durchsetzung Englands und Amerikas“. Wenige Tage später bediente sich Adolf Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels der Metapher.

Kurz nach Kriegsende, am 5. Juli 1945, notierte ein besorgter Konrad Adenauer in einem Brief an den Journalisten Hans Rörig: „Russland lässt einen eisernen Vorhang herunter.“ Das Schlagwort lag irgendwie in der Luft, als Churchill es vor 75 Jahren einem breiten Publikum bekannt machte. Er

selbst hatte es davon unabhängig bereits am 12. Mai 1945 in einem Telegramm an Truman verwendet.

Die gewundene Geschichte des Eisernen Vorhangs reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück. Damals sollten gleichnamige Vorrichtungen in Theatern verhindern, dass ein Brand im Bühnenhaus auf den Zuschauerraum übergreift. Im Ersten Weltkrieg tauchte der Begriff erstmals im übertragenen Sinne auf, unter anderem, um eine Entfremdung zwischen Belgiern, Franzosen oder Briten und den Deutschen zu umschreiben.

Churchill ging es bei seinem Auftritt in Fulton um den Zusammenhalt der Westmächte, ein dauerhaftes Engagement der USA in Europa und eine Politik der Stärke

gegenüber Stalin. Der Sowjetherrscher schäumte, der US-Präsident nahm den Ball auf und verkündete am 12. März 1947 die Truman-Doktrin, die der sowjetischen Expansion einen Riegel vorschleichen sollte. Der „Kalte Krieg“ nahm seinen Lauf und der wirtschaftliche Aufschwung im Westen seinen Anfang.

„So pervers es scheinen mag, der Eisernen Vorhang, der Europa teilte, erwies sich als eine Grundlage der Stabilität – auf Kosten freilich der osteuropäischen Völker, die damit zu jahrzehntelanger Sowjetherrschaft verurteilt waren“, urteilt der britische Historiker Ian Kershaw.

Einer von ihnen, der Pole Karol Wojtyła, sollte als Papst Johannes Paul II. maßgeblich zu dessen Fall beitragen. „Mit den Reisen in sein Heimatland 1979, 1983 und 1987 setzte der Papst anti-sowjetische und antikommunistische Energien frei“, sagt Kershaws deutsche Kollegin Kristina Spohr.

Der Ostblock ist seit rund 30 Jahren Geschichte. Entlang des einstigen Eisernen Vorhangs führt heute ein Fernradweg. Die Erinnerung an die Teilung des Kontinents verblasse, stattdessen nehme die Kritik an einem geeinten Europa zu, beklagte der ehemalige tschechische Außenminister Karel Schwarzenberg vor ein paar Jahren in einem Interview mit der Katholischen Nachrichten-Agentur. „Diese Leute nehmen das Gute für selbstverständlich und wissen gar nicht, was das bedeutet.“ *Joachim Heinz*



► Sir Winston Churchill war zweimal britischer Premierminister – von 1940 bis 1945 sowie von 1951 bis 1955 – und führte Großbritannien durch den Zweiten Weltkrieg.



Auf dem Deckenfresko des Treppenhauses der Residenz Würzburg – seinem Hauptwerk – hat Tiepolo auch sich selbst (links über der Ecke) dargestellt.

Vor 325 Jahren

Bilder wie Theaterszenen

Maler Tiepolo schuf Kunstwerke mit Frankenwein

Er war ein Maler der Zeitenwende, verkörperte einerseits den Höhe- und Endpunkt des Barock und gleichzeitig innovative Genialität: Tiepolo gilt als der größte Fresken- und Ölmaler Venedigs, doch sein bedeutendstes Werk schuf er fernab der Lagunenstadt, in Franken. Den Ausschlag gab ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte.

Giovanni Battista Tiepolo wurde am 5. März 1696 in Venedig geboren, als jüngstes von sechs Kindern seiner Mutter Orsetta und seines Vaters Domenico, Reeder und Mitinhaber eines Handelsschiffes. Er begann bei einem Onkel eine Malerlehre, dann vollendete er seine Ausbildung beim angesehenen Gregorio Lazzarini.

Bereits 1717 wurde Tiepolo von der Malergilde Venedigs als eigenständiger Meister geführt. Experimentierfreude scheint von Anfang an sein Œuvre charakterisiert zu haben: Manche Frühwerke sind nach Manier des „Tenebrismus“ mit kräftigen Hell-dunkelkontrasten ausgeführt, andere atmen bereits einen bunteren, lichtdurchfluteten Stil. Im Laufe der Zeit wird Tiepolo seine Bilder wie Theaterszenen anlegen, mit gewagten Ausdrucksmittel, leuchtenden Farben, intelligenten Clous und neuen Ideen. Nicht selten spielte er auch mit dem Betrachter: Auf den ersten Blick mögen Tiepolos Werke stimmig und konventionell wirken und Geschichten aus der Bibel oder Antike erzählen. Doch bei genauerem Hinsehen offenbaren sie rätselhaft verzerrte Perspektiven, verborgene Wahrheiten oder versteckte ironische Elemente, mit denen er Venedigs Oberschicht aufs Korn nahm.

In einem Fall ergänzte er eine antike Mythologieszene um einen Tennisschläger und Bälle – gemäß dem Lieblingssport des Auftraggebers. Nebenher schuf Tiepolo mit wenigen Federstrichen beißende Karikaturen. 1726 bis 1729 malte er den erzbischöflichen Palast in Udine und in Venedig die Gotteshäuser Santa Maria del Rosario (1737 bis 1739) und Santa Maria di Nazareth (1743 bis 1744) aus. Gleichzeitig übernahm er zahlreiche Aufträge von Privatleuten, die ihre Palazzi und Villen mit seinen Fresken und Gemälden schmücken wollten.

Dann erreichte den in ganz Europa gefeierten Rokoko-Star das Angebot, im Auftrag des Fürstbischofs Carl Philipp von Greiffenclau den Kaisersaal der Würzburger Residenz auszumalen – für ein Honorar von 10 000 rheinischen Gulden (das 40-fache des Jahresgehalts eines Handwerkers). Im November 1750 traf Tiepolo, der für sich auch noch eine tägliche Ration Frankenwein forderte, in Begleitung seiner Söhne Domenico und Lorenzo in Würzburg ein. Erst schufen sie das Deckenfresko und dann die südlichen beziehungsweise nördlichen Wandbilder. Der Fürstbischof war hocherfreut, legte nochmals 15 000 Gulden drauf und erweiterte den Auftrag um das mächtige Treppenhaus, das 1753 vollendet wurde.

Nebenher arbeitete Tiepolo noch am Altar der Benediktinerabtei Münsterschwarzach. In Würzburg hatte der Maestro, der am 27. März 1770 in Madrid starb, das größte zusammenhängende Deckenfresko der Welt geschaffen – und sich in einer Ecke zwischen Afrika und Europa in einem kleinen Selbstporträt ebenfalls verewigt.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

27. Februar

Gabriel Possenti

Als „stärkster Mann der Welt“ konnte Milo Barus Pferde tragen, Stiere zu Boden ringen, Telefonbücher zerreißen, beladene Möbelwagen mit den Zähnen ziehen oder Straßenbahnen aus den Schienen heben. Vor 115 Jahren kam der deutsche Kraftsportler und Kraftakrobat zur Welt.

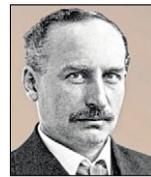
28. Februar

Daniel Brottier

Auf Philip S. Hench geht die Entdeckung des Hormons Cortison zurück, das Beschwerden durch Rheuma, Hautausschläge oder Entzündungen entscheidend lindert. Der US-amerikanische Arzt, Rheumatologe und Nobelpreisträger wurde 1896, vor 125 Jahren, geboren.

1. März

Albin, Roger



Klein, leicht und transportabel war die Kamera „Leica“, die ab den 1920er Jahren die Fotografie revolutionierte. Anders als die klobigen Plattenkameras konnte sie 36 Aufnahmen in Folge machen. Zum 150. Mal jährt sich der Geburtstag ihres Entwicklers, des deutschen Fabrikanten Ernst Leitz.

2. März

Agnes von Böhmen

Als Mann verkleidet hatte Anna Maria Christmann an zwei großen Schlachten des Venezianisch-Österreichischen Türkenkriegs teilgenommen. Nach ihrer Entlassung aus dem Militär erhielt sie eine lebenslange Pension in Geld und Na-

turalien. In der Geschichte der Stadt Stuttgart ist sie die erste namentlich bekannte Briefträgerin. Christmann, auch bekannt als „Türken-Annemarie“, starb 1761.

3. März

Katharine Drexel, Friedrich

„Weht dieses sternbesetzte Banner noch immer über dem Land der Freien und der Heimat der Tapferen?“, heißt es im Gedicht „The Star-Spangled Banner“ von Francis Scott Key. Der Text, mit dem der Dichter 1814 seine Freude über den Sieg Amerikas im Britisch-Amerikanischen Krieg zum Ausdruck brachte, wurde vor 90 Jahren offiziell zur Nationalhymne der USA.

4. März

Kasimir, Rupert von Deutz

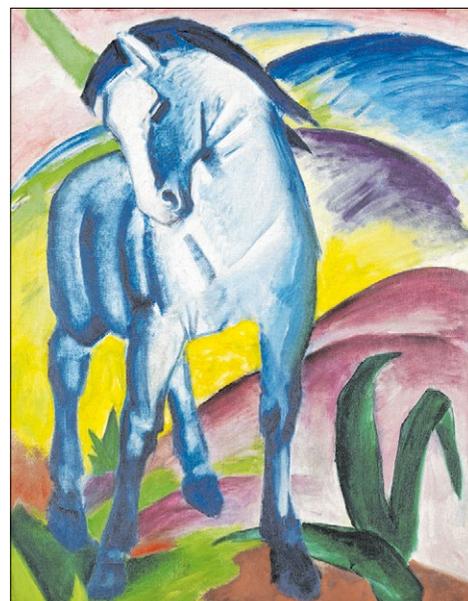
Für Gemälde wie „Der Tiger“ oder „Blaues Pferd I“ ist Franz Marc bekannt. Marc, der gemeinsam mit Wassily Kandinsky die Künstlergemeinschaft „Der Blaue Reiter“ gründete und als einer der bedeutendsten Maler des Expressionismus in Deutschland gilt (Foto unten), starb 1916 mit nur 36 Jahren vor Verdun.

5. März

Robert Spiske, Gerda

Vor 405 Jahren verbot die Inquisition, der Vorläufer der Glaubenskongregation, das Buch „Über die Umlaufbahnen der Himmelsphären“ des Astronomen Nikolaus Kopernikus mit dessen heliozentrischem Weltbild. Das Werk, das die Kopernikanische Wende markierte, wurde im 19. Jahrhundert aus dem Index der verbotenen Bücher genommen.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



Das „Blaue Pferd I“ ist mit seiner eindringlichen, vom Reiz des Neuanfangs verklärten Symbolkraft eines der bekanntesten Bilder Franz Marcs (kleines Foto). Die Farbe Blau steht nach der Farbentheorie des expressionistischen Malers für das Geistige, den Sieg über das Materielle.

SAMSTAG 27.2.

▼ Fernsehen

- 👁️ 17.30 3sat: **Einmal Sohn, immer Sohn.** Komödie mit Christiane Hörbiger.
18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Ursula Schuch hat im Kirchen-Café für jeden ein offenes Ohr. Wer mag, kann gemeinsam mit ihr singen.

▼ Radio

- 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Mehr als Diplomatenufer. Der Genfer See.

SONNTAG 28.2.

▼ Fernsehen

- 👁️ 9.00 ZDF: **Sonntags.** Hoffnung in der Krise. Magazin.
👁️ 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrei Sankt Margarethen im Burgenland. Zelebrant: Pfarrer Richard Geiger.
20.15 Arte: **Zeit der Unschuld.** Liebesdrama mit Michelle Pfeiffer.

▼ Radio

- 6.10 DLF: **Geistliche Musik.** Werke von Dietrich Buxtehude u.a..
7.05 DKultur: **Feiertag.** Trauer und Melancholie. Wege der Bewältigung. Von Pfarrerin Annette Bassler und Markus Bassler, Mainz.
8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Manchmal muss man durch die Decke gehen. Über den christlichen Unterschied in der Nächstenliebe. Von Fra' Georg Lengerke (kath.).
10.00 Horeb: **Festgottesdienst** aus der Kirche St. Salvator in Nördlingen. Zelebrant: Weihbischof Florian Wörner.
12.00 Horeb: **Angelus-Gebet** mit Papst Franziskus live aus Rom.

MONTAG 1.3.

▼ Fernsehen

- 👁️ 20.15 ARD: **Die Alpen.** Doku über die Vielfalt von Tier- und Pflanzenwelt.
21.50 BibelTV: **Das Gespräch.** Ein Vaterherz lernt dazu. Gast: Cornelius Beck.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Worte zum Tage.** Von Pfarrer Christoph Seidl, Regensburg (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 6. März.
14.00 Horeb: **Spiritualität.** „Eine gemeinsame Kasse“ mit Christus. Liturgie und Erlösung bei Gertrud der Großen. Mit Dr. Viki Ranff.

DIENSTAG 2.3.

▼ Fernsehen

- 17.20 Arte: **Stätten des Glaubens.** Die Kathedrale von Chartres. Doku.
👁️ 21.00 HR: **Erlebnis Hessen.** Auf dem Jakobsweg Fulda – Frankfurt.
👁️ 22.15 ZDF: **37 Grad.** Mama Held. Eine Pflegemutter kämpft für ihre Kinder. Kerstin Held versorgt vier behinderte Kinder.

▼ Radio

- 10.08 DLF: **Sprechstunde.** Diabetes mellitus. Ursachen und Behandlung der Volkskrankheit Nr. 1. Hörertelefon: 00800/ 44 64 44 64.
22.03 DKultur: **Feature.** Selbstmordgedanken. Suizid in der heutigen Gesellschaft. Menschen mit Depressionen brauchen Hilfe.

MITTWOCH 3.3.

▼ Fernsehen

- 10.30 BibelTV: **Alpha und Omega.** Was der Liebe in Coronazeiten hilft.
👁️ 19.00 BR: **Stationen.** Pflege in Not. Die Belastung der Arbeit unter Covid-19-Bedingungen ist für viele Pfleger enorm. Magazin.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Das jüdische Köln.
20.30 Horeb: **Radioakademie.** Moralthologie. Mit Prof. Dr. Stephan Müller.

DONNERSTAG 4.3.

▼ Fernsehen

- 👁️ 22.40 MDR: **Starke Frauen, starke Geschichten.** Manche Frauen wetteifern darum, wer die beste Mutter ist. Dokumentation.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Aufräumen – im Haus und im Leben.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Die Erforschung der Hirnwellen. Rhythmen im Gehirn und die Suche nach ihrer Bedeutung.

FREITAG 5.3.

▼ Fernsehen

- 12.30 3sat: **Warum bin ich, wie ich bin?** Von der Wiege zum sozialen Wesen. Dokumentation.
20.15 3sat: **Maximilian – Das Spiel von Macht und Liebe.** Dreiteiliges Historiendrama über den österreichischen Erzherzog und seinen Bund mit Maria von Burgund, deren Reich bedroht ist.

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Mikrokosmos.** Kulturreportage über Jugendliche, die sich gegen das Vergessen engagieren. Von Marius Elfering.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Zwei suchen die Gunst des Gärtners

Bei Eifelwirtin Toni (Diana Amft, rechts) war die Stimmung schon mal besser. In der Romantikkomödie „**Meine Mutter im siebten Himmel**“ (ARD, 5.3., 20.15 Uhr) ist die Beziehung zu ihrem Freund zerbrochen, dessen Kochkünste in ihrem Restaurant niemand so leicht ersetzen kann. Doch für ihre Mutter Heidi (Margarita Broich) kommt Aufgeben nicht in Frage. Die Gründerin einer Pension hat den gutaussehenden Gärtner Ron engagiert, der mit charmanten Avancen überrascht. Als Heidi allmählich im Liebesrausch ist, hat längst auch die Tochter ein Auge auf den neuen Mann im Haus geworfen.

Foto: ARD Degeto/Martin Rottenkolber



Der weise König von Israel

Bevor der greise König David stirbt, setzt er seinen Sohn Salomon (Ben Cross) als Nachfolger ein. In dem Drama „**Die Bibel – Salomon**“ (BibelTV, 27.2., 20.15 Uhr) übernimmt dieser die Herrschaft, muss sich aber bald gegen Intrigen behaupten. Doch für seine Gerechtigkeit und Friedensliebe wird er gerühmt, bald gilt er als der Weiseste der Weisen. Schließlich baut er zur Ehre Gottes den Tempel, der Völker aus allen Erdteilen anzieht. Die weiteren Folgen der Bibel-Serie handeln vom Propheten Jeremia (6.3.), der Königin Esther (13.3.) und dem Buch der Apokalypse (20.3.).

Foto: BibelTV

Warum das Berühren so vielen fehlt

Das Gebot des „Physical distancing“ zur Bekämpfung von Infektionen widerspricht ganz und gar dem menschlichen Wesen. Die Dokumentation „**Die Macht der sanften Berührung**“ (Arte, 3.3., 20.45 Uhr) zeigt, wie essenziell der Hautkontakt mit anderen ist. Dazu werden Psychologen und Neurowissenschaftler befragt, die unter anderem untersuchen, wie Menschen durch Berührung kommunizieren. Die Psychologin Beate Ditzen forscht über den Zusammenhang zwischen fehlendem Hautkontakt und der Ausschüttung von Stresshormonen im Körper. Aber auch Selbstberührung kann in Momenten des Schmerzes trösten und beruhigen.

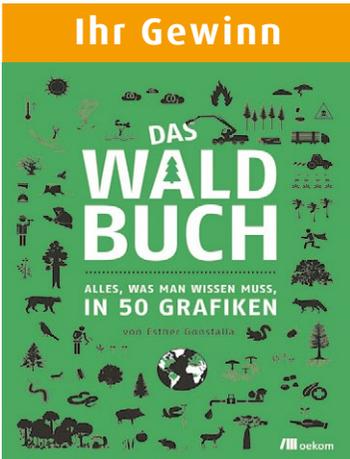
Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Faszinierende Ökosysteme

In „Das Waldbuch - Alles, was man wissen muss, in 50 Grafiken“ vom Oekom Verlag präsentiert die renommierte Grafikerin Esther Gonstalla das Ökosystem Wald von der Wurzel bis zur Blattspitze. Wie geht es den Wäldern? Welche Auswirkungen hat es, wenn sie mehr und mehr verschwinden? Und wie kann man sie schützen?

Mit Unterstützung vieler Wissenschaftler hat die Autorin alle wichtigen Aspekte, Zahlen und Fakten zusammengetragen und in leicht verständlichen Infografiken verarbeitet. Sie stellt außerdem Waldschutzprojekte vor und zeigt, wie man im Alltag nachhaltiger mit dem Rohstoff Holz umgehen kann.

Wir verlosen ein Waldbuch. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
3. März

Über das Wimmelbuch aus Heft Nr. 6 freuen sich:

- Renate Hirmer,**
92637 Weiden.
- Albert Lex,**
84140 Gangkofen.
- Jana Liebl,**
70565 Stuttgart.

Die Gewinner aus Heft Nr. 7 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Wappen- vogel	ein Wider- wort	altgriechische Land- schaft	▽	▽	Frauen- kurz- name	seltener	Ort am Ijssel- Meer	Bücher- freund (scherz- haft)	▽	Bart- entfer- nung	eine Haar- farbe	▽			
▷	▽			5	Wasser- sportler	▷	▽			▽					
▷					Kurort in Grau- bünden	▷				9	Königs- burg von Mykene	▽			
Flug- zeug- ein- weiser		kraft- voll	▷					1	ein Balte	▷					
▷								Zusam- men- bruch	▷						
nicht dabei	nach oben offene Halle	Dusche													11
Hoch- schul- reife (Kw.)	▷	▽	▽								Gestell zum Rösten		arabis- ches Fürsten- tum		
italie- nisch: drei	▷			7					▷						
▷									▷			10			
kurz für: daran			Teil des Blätter- pilzes	▽	hervor- ragend, bestens	▷	▽	▽	Insel- euro- päer	Frauen- name	kleines Längen- maß (Abk.)	▽			
▷					8				großer Schwert- wal	▷					
Stand- ver- mögen			artig	6	Werbe- anzeige	▷						2			
Rufname Chaplins	Besitz (... und Gut)	englisch: Rind- fleisch	▷	▽				3	Verhält- niswort	▷		Fremd- wortteil: gleich			
▷	▽								Titel- figur bei Brecht (Arturo)	▷	Abk.: leicht löslich	Insel vor Marseille	▷		
▷									Theater- aufbau	▷			4		
Ereignis mit Signal- wirkung		Luft- kühler	▷												

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 11:
Trinkgefäß
Auflösung aus Heft 7: **FASTENZEIT**

F	B	C	A	N								
L	U	E	G	E	G	R	I	E	S	S		
B	E	D	I	E	N	U	N	G		T	A	
C	F	I	T	A	U	S	T	E	R			
H	U	A				S	P	O	T	T		
T	H					S	I	I	O			
H	E	R				T	K	K				
U	E					T	A	F	E	L		
U	F	E				L	T	O				
O	P	S	E			S	I	T	H			
G	L	E	I	C	H	S	Z	E	N	E		
K	L	H	E	L	A	U	D	A				
T	R	E	S	O	R	R	B	I	E	N		
G	O	I	T	B	A	U	L	A	N	D		
C	O	T	T	O	D	A	N	T	E			
K	A	V	E	R	N	E	K	A	O	N		



„Das ist unser Herbert, wenn der erzählt, hat er immer den größten Fisch gefangen!“

Illustrationen:
Deike/Jakoby

Erzählung

Das Sandmännchen



Gibt es Schöneres, als an der Hand eines Kindes in die eigene Kindheit zurückgeführt zu werden? Kräfte von ehemals werden wieder wirksam, gewinnen erneut Macht über uns – heilsame Macht.

Mit meinem vierjährigen Sohn Jürgen saß ich im Garten. Der Kleine durfte länger aufbleiben, weil er am Nachmittag brav geschlafen hatte. Aber als wir eine Weile beisammensaßen, konnte er es nicht verbergen, dass er nach dem Sandmännchen Ausschau hielt.

„Im Baum sitzt es, das Sandmännchen“, sagte er, „siehst du es?“ Was Jürgen sieht, sehe ich auch. „Ja“, flüsterte ich. „Und jetzt ist es wieder fort! Ob es zur Kirsten ist?“, rief Jürgen. „Das ist möglich, dass es zur Kirsten ist“, sagte ich, „die Kirsten hat ja am Nachmittag nicht geschlafen.“

Nach einiger Zeit sagte Jürgen: „Es ist doch schön, dass es ein Sandmännchen gibt. Wenn man müde ist, dann kommt es zu einem und streut einem Sand in die Augen, und dann schläft man.“

Wie einfach das bei Kindern geht! Ich dagegen stütze mich seit Jahren auf andere Mittel, um einschlafen zu können: Zwei, drei Tassen Kräutertee helfen bisweilen; manchmal tut's auch ein Abendspaziergang: Oft aber muss ich Tabletten nehmen. Doch selbst sie helfen nicht immer. Dann liege ich die halbe Nacht wach. Wie



lange ist es her, dass ich mich auf das Sandmännchen verlassen konnte!

„Ich sehe das Sandmännchen wieder!“ Jürgen deutete zum Kastanienbaum hinüber. „Auf dem großen Ast sitzt es. Siehst du's?“

Natürlich sehe ich es, wenn Jürgen es sieht. „Kommt das Sandmännchen auch zu dir?“, überlegte der Kleine. „Nein, Jürgen, das Sandmännchen kommt nur zu Kindern.“

„Du warst doch auch ein Kind! Daran musst du denken, fest denken, dann kommt das Sandmänn-

chen auch zu dir. Ganz bestimmt!“

„Dann will ich daran denken, fest daran denken ... Ja, was sehe ich, Jürgen – du reibst dir die Augen?“ Mein Sohn sah mich an. „Du auch! Das Sandmännchen war auch bei dir, weil du fest daran gedacht hast“, sagte er nachdrücklich. „Du hast Recht. Ich bin müde, und ich habe Sand in meinen Augen. Gehen wir schlafen, Jürgen!“

Als ich den Kleinen zu Bett gebracht hatte und in meinem eigenen lag, musste ich immer noch an das

Sandmännchen denken, wie Jürgen es wohl im Baum sitzen gesehen hatte. Dieses Bild löste ein wohliges Gefühl in mir aus – Geborgenheit. Ich kuschelte mich in die Kissen.

Zunächst dachte ich mich, dann träumte ich mich zurück – und unversehens war ich in meinem Kinderland. Die ganze Nacht bis zum Morgen. Das Sandmännchen, Jürgens Sandmännchen, hatte mich geführt. So gut habe ich schon lange nicht mehr geschlafen.

Text: Andreas Vogt-Leppla; Foto: gem

Sudoku

8	6	2		4	1
2	7	1	5		3
9	1	8	3	2	5
9	1		4	3	6
2		9	6	5	7
6	3	7	5	2	
	6	4	3	1	
1		7	6	5	3
5	4	3		2	8

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 7.

9		6	1	3	
2	4		3		6
	5	7		2	4
4	7	8			9
2		7		6	8
6	1		2		3
5	6			7	
	1		5	2	
3				5	6





Fotos: Imago/Olaf Döring, 9EKieraM1 via Wikimedia Commons/CC BY-SA 3.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0)

Hingesehen

In Mecklenburg-Vorpommern ist das bundesweit erste Pilot-Projekt zur Bergung von Geisternetzen gestartet. Die Umweltorganisation World Wide Fund For Nature (WWF) will zwei Jahre lang die Suche, Bergung und Entsorgung von Geisternetzen mit eigens entwickelter Methode organisieren und dabei mit Fischern (*Symbolfoto*) und Behörden eng zusammenarbeiten. Als Geisternetze werden herrenlose Fischernetze bezeichnet, die teils jahrzehntelang im Wasser treiben können oder am Meeresboden liegen. Sie bestehen aus Kunststoff und machen etwa 30 bis 50 Prozent des Plastikmülls in den Meeren aus. Oft werden die herrenlosen Netze zur tödlichen Falle für Seevögel, Fische oder Meeressäuger. epd

Wirklich wahr

Für die Schauspielerin Annette Frier (47) ist Gott eine schöpferische Kraft. Frier sagte in einem Interview, es sei „ein Spektakel“, was allein in jeder einzelnen Zelle eines Lebewesens geschehe. Über ihren Glauben sagte die Schauspielerin: „Der Glaube, auch das Gebet, helfen, weil ich dadurch im Austausch bin. Ich bin nicht mehr allein. In Momenten großer Einsamkeit ist es, als käme Licht in die Dunkelheit.“ Es könne un-



gläublich erleichternd sein, „einfach loszulassen und abzugeben“. Die Kölner Komödiantin hat unter anderem in der Comedy-Serie „Danni Lowinski“ sowie bei „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ mitgewirkt. Frier wurde bereits mit dem Deutschen Fernsehpreis und dem Deutschen Comedypreis ausgezeichnet. Seit 2012 engagiert sie sich für die Leseförderung von Kindern und Jugendlichen. *KNA*

Zahl der Woche

5,4

Milliarden Euro haben die Deutschen 2020 gespendet. Dies ist das zweithöchste Ergebnis seit 15 Jahren. Der GfK-Studie „Bilanz des Helfens“ im Auftrag des Deutschen Spendenrats zufolge stieg das Spendenniveau im Vergleich zum Vorjahr um 5,1 Prozent. Dabei entwickelte sich das Spendenvolumen parallel zu den Corona-Maßnahmen: Die stärksten Anstiege gab es mit dem ersten und zweiten harten Lockdown. Somit wurde der Dezember wie schon in den Jahren zuvor auch 2020 zum Top-Spendenmonat und machte ein Fünftel des Gesamtvolumens aus. Im Bereich der konfessionellen Organisationen zeigt sich ein geteiltes Bild. Während evangelische Organisationen einen leicht sinkenden Anteil am Gesamtmarkt verbuchten (minus 0,5 Prozentpunkte), stieg der Anteil der Einnahmen katholischer Organisationen (plus ein Prozentpunkt). *KNA*

Wieder was gelernt

- 1. Wie viele Tonnen Geisternetze hat der WWF seit 2013 aus der deutschen Ostsee geborgen?**
 - A. 17
 - B. 18
 - C. 19
 - D. 20
- 2. Die größte Insel Mecklenburg-Vorpommerns ist ...**
 - A. Rügen
 - B. Usedom
 - C. Fehmarn
 - D. Helgoland

Lösung: 1 B, 2 A

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland
 Sankt Ulrich Verlag GmbH
 Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
 Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
 Johann Buchart

Herausgeber:
 Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
 Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
 Dr. Peter Paul Bornhausen,
 Victoria Fels (Nachrichten),
 Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
 Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
 Telefon: 08 21/5 02 42-25
 Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 38 vom 1.1.2021.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
 Gerhard Kinader
 Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
 Presse-Druck- und Verlags-GmbH
 Curt-Frenzel-Straße 2
 86167 Augsburg.

Bankverbindung:
 LIGA Bank eG
 Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
 IBAN DE51750903000000115800
 BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
 Postfach 11 19 20,
 86044 Augsburg
 E-Mail: vertrieb@suv.de
 Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
 Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
 Vierteljährlich EUR 23,55.
 Einzelnummer EUR 1,85.
 Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen. Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.
 Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Zum Taborlicht – und wieder hinab

Christliches Leben besteht nicht nur aus Gipfelerlebnissen und Glücksmomenten

Wer auf einen Berg steigt und den Gipfel erreicht, erlebt etwas Besonderes. Viele, die das bewältigt haben, schwärmen davon. Vom Gefühl der Freiheit. Vom Überblick, den man nicht nur optisch gewinnt. Da oben auf dem Gipfel steht man „über den Dingen“. Man spürt, wie klein man selber ist und wie winzig die Sorgen sind, die da unten im Tal noch so übermächtig und bedrohlich schießen. Und man kommt vom Berg als ein veränderter Mensch wieder herunter.

Hoch-Zeiten, Gipfelerlebnisse – die brauchen wir Menschen immer wieder einmal für uns und auch für unseren Glauben. Sie helfen uns, auch wenn sie schon lange vorbei sind. Sie können Orientierung geben, Mut machen, helfen, auch schwere, belastende Zeiten wie eine Pandemie gut zu überstehen.

Himmlisches Licht

Ganz oben, dem Himmel viel näher, der Erde entrückt, da haben die drei Jünger aus dem Evangelium des zweiten Fastensonntags (siehe auf Seite 10) ein ganz besonderes Gipfelerlebnis. Ein himmlisches Licht umgibt sie, Jesus strahlt wie das Licht selbst. Ja, hier oben wird es offenbar: Jesus ist der Sohn Gottes.

In der großen Tradition der Mystiker wird dieses himmlische Licht nach dem Berg, auf dem die Verklärung stattfand, „Taborlicht“ genannt. Es ist eine Kraft ganz in der Tiefe des Herzens, die uns auch schwierige Situationen bestehen lässt. Als die Sonne den Turm unserer Klosterkirche von St. Ottilien durchflutete, ist mir dieses Taborlicht in den Sinn gekommen.

Wenn wir Menschen in Problemen stecken und in unlösbare Situationen hineingeraten, dann breitet sich in uns eine Angst aus. Wir suchen oftmals nach Erklärungen. Aber die entscheidenden Probleme unseres Lebens, das, was uns quält, braucht letztlich keine Erklärung, sondern eine Verklärung, damit wir

►
„Aufstrahlendes
Licht aus der
Höhe“ (Lk 1,78)
scheint durch die
Klosterkirche von
St. Ottilien.

Foto: Br. Cassian
Jakobs OSB



mit anderen Augen, in anderem Licht, unsere irdischen Probleme sehen.

Festhalten – loslassen

Auf dem Gipfel sagte Petrus zu Jesus: Herr, hier ist es gut sein, lass uns drei Hütten bauen! Der Wunsch, solche Zeiten für immer zu haben, sie zu konservieren, den kannten schon die drei Jünger auf dem Berg. Wenn's nach Petrus gegangen wäre, säßen sie noch heute da oben. Er will den Augenblick festhalten, in dem das Licht den grauen Alltag durchbricht.

Petrus möchte um jeden Preis einen strahlenden Herrn. Er träumt von einem Herrn, der mit den weltlichen Niederungen nichts mehr zu tun hat. Aber Jesus geht doch mit ihnen wieder hinab in den Alltag. Da kommen auch wir nicht darum herum: Gipfelerlebnisse sind eben selten, sind ein Geschenk, aber kein Dauerzustand. Damit müssen wir leben. Leben heißt immer wieder Loslassen. Die Struktur des Lebens, wie die des Glaubens, ist eben doch so, dass das Besondere das Besondere ist und der Alltag die Grundlage dafür bildet.

Petrus will Ostern ohne Kreuz. Wie verständlich ist die Sehnsucht, darüberzustehen! Der Schweizer Psychiater C.G. Jung betonte immer wieder: „Jeder Prozess der Entwicklung braucht Klärung und Trübung.“ Entwicklung geht nicht immer konsequent bergauf. Es ist ein Auf und Ab.

Schwerem ins Auge sehen

Kurz vor seinem Leidensweg muss Jesus seinem schweren Gang ins Auge sehen. Die Stimme vom Himmel bestätigt ihm aber, dass er zutiefst geliebt und gewollt ist. Auch wir benötigen die Gewissheit, dass der Himmel mit uns ist und dass unser Tun gut und sinnvoll ist. So dürfen auch wir mitten im Alltag auf die Liebeserklärung Gottes vertrauen.

Gipfelerlebnisse sind wertvoll. Dabei brauchen wir nicht einmal unbedingt einen Berggipfel dazu. Es gibt auch besondere Erfahrungen und Begegnungen, bei denen man spürt, dass sie herausragen aus dem Lebensallerlei. Der Blick auf die vom Licht durchdrungene Klosterkirche ist für mich ein solches Gipfelerlebnis.

Möge auch unsere Kirche vom Taborlicht durchdrungen werden! Damit, wie Pater Reinhard Körner sagt, „aus Kirchenmenschen Gottesmenschen werden“. Gottesmenschen gehören nicht der Kirche, sondern Gott. Damit die Botschaft des Evangeliums auf fruchtbaren Boden fällt, braucht es Gottesmenschen mit Ausstrahlung.



Kontakt:

Wolfgang Öxler OSB ist der siebte Erzabt von St. Ottilien. Seine Adresse: Erzabtei 1, 86941 St. Ottilien, Telefon 08193/71-211, E-Mail: wolfgang@ottilien.de

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Kirche in Not/Ostpriesterhilfe Deutschland e.V. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Die ganze Schrift ist ein einziges Buch,
das auf dasselbe Ziel zustrebt; das von
dem einen Gott stammt und das von einem
einigen Geist geschrieben worden ist.

Rupert von Deutz

Sonntag, 28. Februar Zweiter Fastensonntag

*Es erscholl eine Stimme aus der Wolke:
Dieser ist mein geliebter Sohn; auf ihn
sollt ihr hören. (Mk 9,7)*

Die Wolke ist Zeichen der Gegenwart Gottes – wie in der Feuer- und Wolkensäule beim Auszug aus Ägypten. Die Stimme des Vaters und die Zusage seiner Liebe stärken Jesus, um die Botschaft vom Reich Gottes zu verkünden. Das Wort des Vaters spricht auch heute in unsere Herzen: Du bist mein geliebter Sohn, du bist meine geliebte Tochter.

Montag, 1. März

Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Ein gutes, volles, gehäuftes, überfließendes Maß wird man euch in den Schoß legen. (Lk 6,36.38)

Wir können jeden Tag neu lernen, ein wenig barmherziger zu werden und so das Erbarmen Gottes in unsere Welt hineinzutragen. Die Verheißung ist groß: Die Barmherzigkeit, die wir einander schenken, kommt auf uns zurück: in

gutem, vollem, gehäuftem, überfließendem Maß.

Dienstag, 2. März

Der Größte von euch soll euer Diener sein. (Mt 23,11)

Die Botschaft vom Reich Gottes besagt, dass jede und jeder einzigartig und kostbar in den Augen Gottes ist. Darin ist keiner dem Anderen über- oder unterlegen. Wenn wir das leben, werden wir einander beistehen, achten und dienen. Darin wird sich unsere Größe zeigen.

Mittwoch, 3. März

Ihr wisst nicht, um was ihr bittet. Könt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? (Mt 20,22)

Zu Jesus kommen und bitten heißt nicht, dass er alle unsere Wünsche erfüllt. Vielmehr sollten wir uns darin üben, ihm zu

überlassen, ob und wie er unsere Bitten erfüllt. So wachsen unser Vertrauen und unsere Gottesbeziehung.

Donnerstag, 4. März

Vor der Tür des Reichen aber lag ein armer Mann namens Lazarus. (Lk 16,20)

Wenn wir unser Herz für Gottes Botschaft öffnen, haben wir eher einen Blick für den Armen vor unserer Tür, für den Menschen, der heute meine Nähe, mein Lächeln, mein aufmunterndes Wort, meine helfende Hand oder mein Gebet braucht. Öffnen wir heute die Tür unseres Herzens für ein kleines Zeichen der Liebe und Barmherzigkeit!

Freitag, 5. März

Der Gutsbesitzer verpachtete den Weinberg an Winzer und reiste in ein anderes Land. (Mt 21,33)

Gott ist wie ein Gutsbesitzer, der uns einen Weinberg anvertraut: unsere Fähigkeiten und Begabungen, damit wir sie gut einsetzen und Frucht

bringen. Und noch mehr vertraut uns Gott an: Er schenkt uns Glauben, Vertrauen, seine Liebe und sehnt sich danach, dass wir sie erwidern. Wo kann ich heute auf Gottes Sehnsucht antworten?

Samstag, 6. März

Der Vater sah ihn schon von Weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen. (Lk 15,20)

Gott ist unterwegs zu uns, er eilt uns entgegen. Er wartet nicht erst ab, bis wir uns entschließen, zu ihm zu kommen. Diese Dynamik von Gottes Erbarmen will uns ermutigen und stärken. Noch bevor wir uns auf den Weg machen, hält er Ausschau, wartet und kann es kaum erwarten, uns alles zu schenken.



Schwester Teresia Benedicta Wiener ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.



4 x im Jahr
bestens
informiert!

St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn _____

Name / Vorname _____

Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN _____

BIC _____ Name des Geldinstituts _____

Datum, Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.